Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes : eine Wochenschrift

2.1769,14-26

1769

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

U3340

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0002
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1039882366/phys_0003
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes

eine

Wochenschrift

von

Joh. Hinrich Pratje
Pastor zu Steinkirchen.

Zweytes Quartal.

Altona und Lübeck,
bey David Iversen, 1769.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0005
DFG

Verzeichniß des Inhalts

der

im zweyten Quartal dieser Wochenschrift abgehandelten Stücke.

14 Stück. Von der Butter. ; ; Seite 201

15 — Schluß des vorhergehenden. ; 217

——— Vom Cartoffeln-Bau. ; ; ; 221

16 — Von den Vortheilen der frühen Aussaat des Waitzen 233

——— Anfrage wegen eines Mittels gegen das Bedichten der Pferde. ; ; 248

17 — Von der Düngung des Landes. ; 249

18 — Schreiben, betreffend die Stallfutterung. 265

——— Ein anderes Schreiben, vom Anbau des Egyptis. Korns. 269

——— Vom Gebrauch und Nutzen der Oelkuchen. 271

——— Von der Kälberzucht. ; 274

——— Von Wartung der Ackerpferde. ; ; 277

19 — Vortheile der tiefen Aussaat des Waitzens. 282

——— Vorzüge des Klevers vor andern Futter-Kräutern. 287

20 — Einige Bedenklichkeiten gegen die Stallfutterung. 297

——— Schreiben über den Vorschlag, Lein vor dem Winter zu säen. ; ; 304

——— Mittel wider die Verstopfung, Darmgicht und Verfangen der Pferde. ; ; 307

21 — Schreiben die Bienen den Winter über in Schlaf zu bringen, daß sie den Winter über ihren Vorrath an Honig nicht verzehren. ; ; 313

Vom

Verzeichniß des Inhalts ꝛc.

21 Stück. Vom Sandlande. ; ; Seite 317

22 — Vom Rapsaat. ; ; 329

23 — Vom Weidenbaum. ; ; ; 345

——— Anleitung wie der Hopfenbau vortheilhaft könne angestellet werden. ; ; 358

24 — Von der Art zu bleichen, im Lande Kehdingen, Herzogthums Bremen. ; 361

——— Antwort auf die im 16ten Stücke befindliche Anfrage, das Bedichten der Pferde betreffend. 369

——— Mittel wieder die Erdflöhe. ; 375

25 — Fünf vermischte Aufsätze von einem aufmerksamen Hauswirthe im Altenlande, Herzogthums Bremen, als:

Vom Wintergärsten. ; ; 377

Vom Winterwaitzen. ; ; 379

Von der Nutzung des weissen Kohls in einer Landhaushaltung. ; ; ; 381

Beantwortung der Anfrage im 16ten Stücke. 384

Aufgaben eines Hauswirths im Altenlande. 386

——— Von den gemeinern Krankheiten des Hornviehes, und den leichtesten Mitteln dagegen. 386

26 — Von der Aussaat des Getraides im Thau. ; 393

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Vierzehntes Stück.

Von der Butter.

Die Butter ist der ölichte und fetteste Theil der Milch, welcher sich anfangs selbst zur Sahne setzet, und nachmals nur wenig Mühe, wenigstens nur wenig Kunst erfordert, um in den Stand einer festern, doch weichen Substanz gesetzet zu werden, welche einen angenehmen Geschmack hat, und zu mannigfaltigem Nutzen dienet.

Wenn man die Butter von dieser Seite, als eine so nützliche Sache betrachtet, welche sich mit so weniger Mühe verfertigen läßt; so muß man sich wundern, daß man sie so spät in der Welt kennen lernen. Es ist aber gewiß, daß sie in vielen Zeiten nicht bekannt gewesen ist, und in vielen Ländern, als Speise nicht gebraucht worden, nachdem schon der übrige Theil der Welt völlig mit ihr bekannt war.

Die griechischen Dichter und Philosophen gedenken öfters des Käses, doch findet man den Namen Butter in ihren Schriften nicht. Es ist gewiß, daß der einzige Ge-

brauch der Milch zu diesen Zeiten darin bestand, sie entweder zu trinken, oder mit einer Vermischung zu essen, oder Käse daraus zu machen; denn sie schweigen nicht allein von der Butter, sondern es erhellet auch aus allen ihren Schriften, daß sie bey ihnen nicht im Gebrauch war.

Aristoteles hat weitläuftig von der Milch und ihren Producten geschrieben, aber er sagt kein Wort von der Butter; sondern redet nur von verschiedenen Arten von Käse und von Molken.

Die Römer machten Butter. Aber was noch bewundernswürdiger ist, als das erste, sie hatten sie zwar; doch sahen sie solche für keine Speise an. Sie bedienten sich derselben, als einer Arzney; und wir lesen in dem Plinius, daß sie den Gebrauch derselben in andern Ländern ganz wol wußten. Es ist bekannt, daß das Volk in Ostindien nichts von der Butter wußte, bis die Holländer sie hinüber brachten.

Die Butter wird aus der Sahne bloß durch Hülfe einer Bewegung gemacht; man mag ihr diese Bewegung geben, wie man will, wenn es nur in einem gehörigen Grade geschiehet, so wird der Erfolg hervor gebracht. Diese Bewegung, so wie sie im gemeinen Leben gemacht wird, nennt man Buttern; und die Ungewißheit dieser Arbeit hat viele sinnreiche Leute bewogen, viele Methoden zu erfinden, welche die Stelle des mühsamen Schlagens mit der Hand ersetzen mögten; viele von diesen sind weit schlechter, als die bekannten alten Methoden, andere aber verdienen in der That den Namen der Verbesserungen.

Es sind gewisse Umstände mit der Butter verbunden, welche meistens mehr bekannt sind, als man sie verstehet: es wird wol der Mühe wehrt seyn, die Ursachen davon zu entdecken. Wir wollen hier nur gewisse Erfahrungen anführen.

Einige

Einige Butter hält sich sehr lange, und diese Eigenschaft ist so wichtig, daß man sich aller Mittel bedienen muß sie also zu machen. Man hat in der That Mittel, zu machen, daß die Butter sich länger hält, als man für möglich halten solte; wenn man gute Butter in Klumpen von vierzig Pfund zusammen schlägt, etwas mehr Salz, als sonsten gewöhnlich hinein thut, und sie alsdenn in eine grosse Tonne macht, so wird sie sich ein ganzes Jahr ohne Schaden halten.

Gegen Ende des Herbstes nimmt die Butter gern einen bittern Geschmack an. Die Sache selbst ist bekannter, als ihre Ursache. Man sagt, die Ursache sey, daß die Kühe, weil um diese Zeit das Gras anfängt weniger zu wachsen, die Blätter fressen, welche von den Bäumen fallen; aber so wahr es auch seyn mag, daß die Kühe Blätter fressen, so ist es doch nicht wahr, daß dieses die Ursache von der Bitterkeit der Butter ist; weil sich an vielen Orten, wo gar keine Bäume sind, und wo man sich statt der Zäune, der Gräben bedient, um das Vieh einzuschliessen, um eben diese Zeit eben dasselbe zuträgt.*

Wenn ich schon die Ursache hievon nicht genau angeben kann, so kann ich doch der Hausfrau sagen, wie sie den Schaden verhüten könne. Es ist dazu weiter nichts nöthig, als daß sie die Sahne abnehme, wenn die Milch eine etwas kürzere Zeit gestanden hat. Ich habe vorhin bemerket, daß die Sahne, wenn die Milch zu lange stehet, sich oben verhärtet, und die aus solcher Sahne gemachte Butter bitter werde. Dies zeigt an, daß das gar zu lange Stehen allein eine Ursache von der Bitterkeit der Butter

* Das kömmt nur ganz selten, daß alsdenn die Butter bitter wird, und rühret gemeiniglich von schlechter Wartung der Sahne oder des Rohmes her. Läßt man denselben zu zähe und dicke werden, so kann auch mitten im Sommer die Butter einen bittern Geschmack bekommen.

seyn kann, und aus dieser Ursache solte man sich Mühe geben, da man noch einen andern Zufall von gleicher Würkung zu befürchten hat, daß beyde nicht zusammen kommen, und den Schaden schlimmer machen. Auf diesen Grundsatz hat man die Gewohnheit gegründet, daß man zu dieser Jahrszeit die Milch früher abröhmt; und der Erfolg hat gezeigt, daß dieses allein die Bitterkeit der Butter verhütet.

An einigen Orten macht man eine besondere Butter, welche man gehitzte Butter nennet. Sie hat nicht nur den Vortheil, daß sie wohl schmecket, sondern sich auch ohne Schaden einen Monat hält. Die Art, wie man daselbst die Sahne in die Höhe bringet, ist so beschaffen, wie es die Chymisten machen, wenn sie einer Sache eine gelinde Hitze geben wollen, ohne daß sie anbrenne, und sie nennen das balneum Mariae, oder Wasserheitze.

Sie erhitzen ihre Sahne also: daß sie die Milch, wie gewöhnlich, in Gefässe abgiessen und sie beysetzen, damit die Sahne aufsteige. Zehn Stunden hernach, wenn die Sahne sich eben gesetzt hat, setzen sie das Gefäß mit der Sahne und Milch über etwas Wasser in einem andern Gefäß, so daß das Wasser zur Hälfte des Gefässes, worin die Sahne ist, reichet. Dann setzen sie das Gefäß mit Wasser auf einen Ofen, und erhitzen es gemählich, bis die Sahne völlig aufgestiegen, und die Milch darunter ganz dünne und blau ist. Die gemähliche und sanfte Hitze, bringet alle Sahne in die Höhe, und thut ihr zugleich grossen Vortheil.

Die Sahne wird alsdenn mit einer Schaum-Kelle voll Löcher abgenommen, und die blaue Milch läuft gänzlich durch.

In diesem Zustande ist es eine Art von dicker Sahne, das sanfte Feuer hat ihr grossen Vortheil gethan; und sie läßt

läßt sich bey gehöriger Sorgfalt verschiedene Tage lang halten, so daß man leicht genug zusammen sparen kann, um zu buttern. Alles, was nöthig ist, sie so lange zu erhalten, ist, daß man sie alle vier und zwanzig Stunden einmal in ein völlig reines Gefäß giesse. Hier zeigt sich einer von den Vortheilen der Reinlichkeit, aber nicht nur hierin; sondern ihre Würkung ist allgemein. Diese Sahne wird übrigens eben so gebuttert, als alle andere.

Die Sahne ist zum buttern allemal fertig, sie mag nun frisch, oder zubereitet seyn, und ich setze, daß jetzt die Zeit da ist, da die Butter soll gemacht werden. Hier muß ich zuerst die gemeine Art zu buttern betrachten, nämlich in dem alten und gewöhnlichen Butterfaß. Dieses ist ein hölzernes Gefäß, hoch und tief, unten weit, und oben enge, wo es einen Deckel hat, der genau einpaßt, und der ein Loch in der Mitte hat. Durch dieses Loch geht der Stiel des Instruments, womit die Sahne geschlagen werden muß; und dieses besteht bloß aus dem Stiel, und einem runden Brett unten, * wie ein breiter dicker hölzerner Teller, nach der Mitte des Butterfasses eingerichtet. Wenn dieses hinein gelassen worden, so wird der Stiel durch das Loch des Deckels gesteckt, und dieser aufgelegt, und befestiget. Dies ist die ganze Einrichtung dieses allgemeinen und nützlichen Instruments; und alles, was zur Verfertigung guter Butter erfordert wird, ist, daß man die Sahne gut schlägt. Und dieses geschieht sehr bequem vermittelst dieses Instruments; denn wenn die Sahne in dem Butterfaß ist, so wird sie natürlicher Weise, durch das Auf- und Niederlassen des Stiels bewegt und

* In diesem Brette werden viele Löcher gebohret, die ohngefehr einen Zoll im Durchschnitte halten. Dadurch wird die Milch mehr getheilet, und die Butter eher zum Stande gebracht.

geschlagen, und die Befestigung des Deckels verhindert das Aussprützen.

Dieses Butterfaß, welches zum allgemeinen Hausgeräthe einer guten Hausfrau gehöret, muß mit aller Sorgfalt rein gemacht werden, indem man es durch und durch wäscht und ausbrüht, und es alsdenn in die Luft setzt, damit es süß und rein werde. Wenn alle dazu gehörige Theile so vollkommen gereiniget sind, so muß es an einen besondern Ort des Milchhauses gebracht werden, und dieses ist nach der Jahrszeit unterschieden, daher kann man keinen gewissen Platz dazu bestimmen.

Es muß alle Sorgfalt beym Buttern angewandt werden: Denn die Hausfrauen wissen gar wohl, daß es ein schlimmer Punct sey, und oft, wenn auch alle mögliche Mühe angewandt wird, gehet es sehr schwer, und die Butter will lange nicht kommen, wie sie es nennen.

Eine mäßige Luft ist die beste zum Buttern, daher muß sie auch durch die Stellung des Butterfasses nach der Jahrszeit befördert werden. In einem jeden Hause sind einige Stellen wärmer, und andere kühler, wie die andern. Im Winter muß das Butterfaß an den warmsten Ort stehen; im Sommer hingegen am kühlsten, wenn die Butter gerathen soll.

Auf eben die Art muß die Zeit des Butterns nach dem Wetter verändert werden. Da in der Hitze des Sommers das Wetter natürlicher Weise zum Buttern zu heiß ist, so ist keine Zeit dazu besser, als, entweder sehr frühe des Morgens, oder sehr spät des Abends; weil alsdann nur die Luft mäßig ist, welches doch zu dieser Arbeit nothwendig erfordert wird; im Winter aber ist die Luft zu kalt, daher muß dieselbe Sorgfalt in einer entgegen gesetzten Zeit wohl beobachtet, und keine andere, als die

Mittags-

Mittagszeit, dazu genommen werden; weil in dieser Jahrszeit allein um Mittag die Luft etwas mäßig ist.

Da nun die Stunde zum Buttern, und die Stelle des Butterfasses bestimmt ist, so ist der Hausfrau nichts mehr übrig, als zum Werk zu schreiten. Zuerst muß sie ein grobes starkes und sehr reines Tuch oben über ihr Butterfaß legen, und auf dieses ihre Sahne schütten. Die Reinlichkeit ist die Haupttugend in einer Haushaltung. Hier ist sie so nöthig, daß auch nur die Untermischung der kleinsten Partikel von Koth das ganze Werk vernichten, und alle Arbeit vergeblich machen kann. Wenn die Sahne ausgedruckt, und durch das Tuch gepreßt ist, so muß das Butterfaß mit aller Sorgfalt zugedeckt werden, und das Mädchen zur Arbeit schreiten.

Die Zeit, wo die Butter kömmt, ist sehr ungewiß. Sie hängt mehr von der Art des Schlagens ab, als von phantastischen Ursachen, denen sie zugeschrieben wird. Eine schwere und ungeschickte Art zu schlagen giebt der Sahne Zeit, zwischen einen jeden Streich wieder zusammen zu gehen, wenn sie sich schon brechen wollte; die geschwindeste Arbeit hingegen richtet am meisten aus. Daher, wenn nur die Frau die Arbeit derer sieht, die da buttern, so wird sie gemeiniglich finden, das Faulheit der Teufel im Butterfaß ist, der sein Spiel mit der Butter hat. Sie muß zuerst die Arbeit übersehen, und wenn sie sieht, daß sie hurtig von Statten geht, mit geschwinden und scharfen Stössen, so muß sie die Arbeiter, ihres eigenen Nutzens wegen, aufmuntern, so fortzufahren.

Sie wird durch den Schall der Stösse den Fortgang der Arbeit wissen können. Zuerst ist das Geräusch tief, hohl und schwer, nach kurzer Zeit aber, je geschwinder, und je schärfer die Stösse sind, wird es lauter und stärker. Dies

ist das Zeichen, daß die Sahne anfängt sich vom dünneren Theil abzusondern, der bisher bey ihr gewesen ist, oder wie man gemeiniglich sagt, daß die Butter kömmt: Die Arbeit muß noch immer mit demselben Eifer und Fleiß fortgesetzet werden, so wird die Würkung bald folgen. Die Stange wird sich leichter bewegen lassen; und wenn man bald nachher das Butterfaß öfnet, und den Deckel inwendig besieht, wird man gelbe Tropfen an demselben hangen sehen. Jetzt kömmt die Butter und bald wird die Arbeit aufhören; denn diese Tropfen sind blosse Butter, und wenn die Veränderung schon in einem Theile vollkommen ist, so wird es nicht fehlen, daß sie es nicht bald durchaus sey. Denn, wenn man nach wenigen Stössen das Butterfaß wieder öffnet, so wird man an den Seiten des Fasses so wol, als am Deckel, und an allen Orten Butter finden, wo sie nur hinsprützen kann.

Jetzt ist die Butter fertig, und ist nur übrig, daß sie zusammen gebracht werde. Dazu muß der Deckel und die innere Seite des Butterfasses abgekratzt,* und die Butter, die davon abgegangen, zu der übrigen in dem Fasse geworfen, alsdenn wieder zugedeckt, und die Arbeit fortgesetzt werden, aber nicht mit harten und geraden Stössen, sondern mit einer Art von herumfahren; denn dadurch wird die Butter in dem Fasse auf einen Haufen gehäufet, so daß keine Stücke abgesondert bleiben. Wenn dieses geschehen, so ist die Butter fertig, und kann aus dem Fasse genommen werden.

Dies ist die allgemeine Methode; und dieses, was ich erwehnet habe, ist die Vorsicht, die man überhaupt beobachten muß. Aber da ich bisher dieses erklärt habe, so muß

* Die Butterkrümchen können füglicher niedergespület werden, und zwar entweder mit Milch oder auch mit frischem Wasser.

muß ich jetzt von demjenigen reden, was die Formirung der Butter in dem Faß befördert, oder hindert, damit die Hausfrau, wenn sie von den Hindernissen unterrichtet ist, denselben vorbeugen könne, und wenn sie weiß, was ihren Zweck befördern kann, dasselbe thun möge.

Ich habe schon die temperirte Luft als einen wichtigen Artikel benannt, und hier wiederhole ich es bey einer andern Gelegenheit, denn es kann nicht allein das Gegentheil das Kommen der Butter aufhalten, sondern sie auch verderben, wenn sie schon fertig ist.

Gar zu heisses Wetter macht nicht allein das Buttern schwer, sondern es hat auch auf die Butter, wenn sie gleich aufs sorgfältigste dagegen verwahret wird, die Würkung, daß sie weislicht, krümlicht und bitter wird. Ich habe gezeigt, wie man diese Zufälle verhindern könne, indem man eine frühe oder eine späte Stunde, und einen kühlen Ort nimmt. Die Frühstunde ist besser, als die späte; denn die Luft ist kühler am Morgen vor Aufgang der Sonnen, als sie am Abend nach Sonnen Untergang seyn kann, weil in dem einen Fall die Sonne den ganzen Tag gewärmet hat, und in dem andern es die ganze Nacht durch kühle gewesen ist. Was den Ort anlangt, so muß derselbe desto kühler seyn, je heisser die Jahrzeit ist. Ich habe im August um Mittag sehr gute Butter in einem Eiskeller machen sehen. Dies kann ein Zeugniß seyn, wie möglich es sey, der Hitze der Luft durch die Kälte des Orts vorzubeugen. Eiskeller kann der Landmann nicht haben, und er braucht auch nicht am Mittage zu Buttern, ein kühler Keller, oder der tiefste und innerste Ort im Hause ist zwey Stunden vor Sonnen Aufgang eben so kühl, als ein Eiskeller am Mittag.

In der größten Kälte im Winter ist es oft sehr schwer

überhaupt Butter zu machen, und ich habe es so oft gesehen, daß ich glaube, der Versuch, den ich im Eiskeller sahe, hätte nicht so gelingen können, wenn nicht die Sahne, da sie hinein gegossen wurde, schon vorher von der Luft eine grosse Hitze gehabt hätte, und die Butter eher gekommen wäre, als die starke Kälte des Orts einige Würkung auf dieselbe haben können.

Nachdem ich also die Hauptgründe erkläret, und die Ursachen derjenigen Schwierigkeiten untersucht habe, welche oft eine Hausfrau beym Buttern in Verwirrung setzen, so muß ich ferner einige wenige deutliche, leichte und übliche Regeln ihr zum Beystand geben.

Da im Sommer die Hitze der Luft die Ursache der Beschwerlichkeit ist, Butter zu machen, so muß die Hausfrau alle mögliche Vorsicht gebrauchen, die natürliche Hitze ihrer Sahne nicht zu vermehren, und sie nach und nach abzukühlen.

Ich habe überhaupt eine geschwinde Bewegung des Stabes angerathen, aber hier muß eine Art von Ausnahme seyn; denn eine gar zu starke Bewegung wird Hitze verursachen, und daher wird es bey schwuhler Witterung besser seyn, die Stösse darnach einzurichten, und jedesmal zwar hart und fest zu stossen, aber doch die Stösse nicht zu geschwinde auf einander wiederholen.

Es ist zwar ein Geheimniß, und eine Kunst, zu aller Zeit zu Buttern, aber zu dieser Zeit kommen doch die vornehmsten Hindernisse vor, und wenn man nicht nach diesen Anleitungen verfährt, so wird eine grosse Verwirrung und Beschwerlichkeit entstehen.

Hiernächst muß die Hausfrau Sorge tragen, daß sie nicht die Hitze der Witterung noch durch eine andere in dem Butterfaß vermehre; auch muß sie ferner die Hitze

min-

mindern, wenn sie so stark ist, daß sie durch kein Kühlen kann vertrieben werden.

Da sie, wie vorhin erinnert worden, ihr Faß ausbrühen muß, um es zum Gebrauch rein zu machen, so muß sie auch Sorge tragen, daß es durch und durch abgekühlet ist, ehe sie ihre Sahne hineingießt. Das heisse Wasser giebt grosse Hitze, und das Holz behält sie lange in sich, daher muß das Ausbrühen des Butterfasses das erste in der Zubereitung zum Buttern seyn, und es muß wenigstens eine halbe Stunde, ehe es gebraucht wird, mit der Hand untersucht werden, ob es kühl sey. Das Holz behält doch noch Hitze, wenn auch die Hand sie nicht fühlet; aber wenn man nach einer Abkühlung von einer halben Stunde nichts mehr empfindet, so ist es zum Gebrauch tüchtig. Hier muß ich noch hinzufügen, daß es bey sehr heissen Wetter gut sey, die Aussenseite des Butterfasses mit frisch geschöpften Wasser zu begiessen, kurz vorher, ehe die Sahne hineingegossen wird, aber inwendig muß es nicht so kurze Zeit vorher befeuchtet werden.

Unter dieser Vorsicht, und wenn man die nöthigen Stunden braucht, hat man Ursache zu hoffen, daß die Butter ohne viele Schwierigkeiten kommen werde; aber wenn nach einer mäßigen Zeit kein Anschein da ist, und nichts, als die Hitze, als eine vernünftige Ursache kann angegeben werden, so muß man einen Waschzober bis an den dritten Theil mit frisch geschöpften Wasser füllen, und an die Stelle bringen lassen, wo die Magd buttert; alsdenn das Butterfaß hineinsetzen, und wenn das Wasser an der Aussen-Seite nicht so hoch stehet als die Sahne inwendig, so muß man noch so viel zugiessen, bis es steigt. Wenn die Arbeit dabey sorgfältig fortgesetzet wird, so wird gemeiniglich die Butter kommen, so bald als die Wirkung des Wassers durch

durch das Holz gedrungen ist. Nicht daß die Sahne einen solchen Grad der Wärme habe, in welchen die Butter am besten kömmt, sondern die plötzliche Veränderung ist eine grosse Hülfe. Die geschwinde Kälte des Wassers bringt in diesem Falle eben die Würkung, welche in vorerwehnten Versuch die kalte Luft in dem Eiskeller auf die Sahne hatte; und da ohne Zweifel in der Sache selbst eine grosse Veränderung vorgenommen werden muß, denn der Unterschied zwischen Butter und Sahne ist sehr groß, so bringt dieser schleunige Wechsel sie besser hervor, als alles andere.

Dieses sind die kleinen Umstände, wodurch sich die Hausfrau zu helfen selbst im Stande ist, in dem Fall, wenn die gar zu grosse Hitze der Witterung es ihr nicht gelingen läßt; hingegen, wenn die Schwierigkeiten von einer gar zu kalten Luft herkommen, so muß sie auf eben die Art der Natur zu Hülfe kommen, indem sie ihr einige Wärme giebt.

Ich habe ihr in einem andern Fall gezeigt, wie sie Sorge tragen müßte, daß das Butterfaß vom Ausbrühen abgekühlt sey, aber in diesem Fall wird sie wohl thun, zu merken, wie sie ihr Faß nach und nach abkühlt, um ihre Sahne hinein zu giessen, wenn noch einige Wärme von dem Brühwasser in dem Faß übrig geblieben ist. Dieses giebt der Sahne eine kleine Hülfe; und die Magd muß etwas geschwinder arbeiten, wie sonst; in der That erinnert sie auch gemeiniglich die Kälte der Witterung daran, aber eine geringe Erinnerung ist nützlich.

Wenn bey dieser Hülfe die Butter nicht kömmt, so muß das Butterfaß in die Küche genommen werden, und zwar nicht gerade gegen das Feuer, aber doch in der Nähe gestellt werden, und dieses wird nach und nach der Sahne die gehörige Wärme geben. Wenn alsdenn das Buttern

geschwind

geschwind fortgesetzt wird; so wird es nicht lange währen bis gute Butter kommt.

Es ist überhaupt eine beschwerlichere Arbeit, bey sehr kalten Wetter zu Buttern, als zu einer jeden andern Zeit. Aber durch diese kleine Anweisungen, wird die Arbeit sehr erleichtert; und es ist hier nichts, was dem Geschmack und der Butter nachtheilig wäre.

Wenn man die Butter in dem Butterfaß gebildet, und durch die letzten Stösse in einen Hauffen zusammen gearbeitet hat, so muß sie heraus genommen werden, und durch eine leichtere Arbeit völlig zu Stande gebracht werden; denn weil die Stösse im Butterfaß zu hart seyn würden, so muß sie durch * das Knäten mit den Händen, in eine bessere Consistenz gebracht werden.

Man muß wissen, daß die Butter, wenn sie so weit im Faß gebracht ist, noch weit von ihrer Vollkommenheit sey. Sie ist zwar auf einige Art von dem wässerlichen Theile getrennt, aber nicht ganz. Die ganze Wirkung hängt davon ab, daß so, wie in der Milch ein besserer und ein schlechterer Theil war, und wenn diese durch das Stehen geschieden worden, der bessere Theil oben schwimmt und Sahne ist, so auch in der Sahne zwey unterschiedene Theile sind, ein öhlichter, welcher eigentlich die Butter ist, und ein wässerichter, welches die Buttermilch ist. Die Scheidung dieser beyden Dinge ist das, was wir Buttern nennen.

Diese Scheidung geschiehet, wenn die Sahne in einem gehörigen

* Was hier und fernerhin von dem Knäten mit den Händen gesagt wird, das kann füglich auch mit einem grossen hölzernen Löffel geschehen. Mit solchem wird die Butter ganz bequem aus dem Faß genommen, in eine reine Molle gethan, und von der Waddicke gereiniget. Wenn nachgehends das nöthige Salz übergeworfen worden, so kann dasselbe auch mit diesem Löffel recht gut durchgeknätet werden. Diese Methode ist überhaupt weit appetitlicher, als wenn man allenthalben die Hände gebrauchet, gesetzt auch, daß man das Waschen derselben nicht vergessen hätte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0021
DFG

gehörigen Grad der Hitze bewegt wird, und wenn dieses auf die rechte Art geschiehet, so ist auch die Butter vollkommen gemacht. Das Butterfaß thut dieses zwar nur unvollkommen, weil es eine ungeschickte und schwere Maschine ist; aber es macht doch einen guten Anfang, und die Hand ist nachher sehr geschickt, das Werk zu vollenden.

Diese Vollendung bestehet in zwey Stücken, in der vollkommenen Scheidung von der Buttermilch, oder von dem dünnen Theil, und in der Reinigung der Butter von allem Schmutz, der von ohngefehr darin gekommen seyn mögte, und dieses geschieht auf folgende Art.

Der Haufen von Butter in dem Faß muß mit beyden Händen heraus genommen, und von der Buttermilch geschieden werden. Hiebey kömmt eine Anmerkung vor, welche allein durch die Zeit, wie lange die Butter soll aufbehalten werden, bestimmt wird: wenn diese kurz ist, daß ist, wenn sie gleich gebraucht werden soll; so muß sie so gleich ins Wasser gelegt werden, wenn sie aus dem Faß kommt, sonst aber nicht.

Daher, es sey, was vor ein Fall es wolle, muß man eine reine, irdene, glasirte Pfanne bey dem Butterfaß hinsetzen, und wenn die Butter bald gebraucht werden soll, selbige halb voll reinem frischen Wasser machen, wenn aber nicht, sie leer lassen.

Wenn der Haufe Butter aus dem Faß genommen worden, muß er in diese Pfanne gelegt, und in dem Wasser hin und her geschüttelt werden, oder ohne Wasser mit beyden Händen geknätet, und oft umgekehrt werden; hierdurch wird die Buttermilch, die noch nach dem Buttern darin geblieben seyn möchte, ausgewaschen, und die Butter rein, gut und fest werden; das öftere Knäten, Umwenden und umschütteln der Butter ist bey dieser Arbeit ein nöthi-

ger

ger Artikel; denn davon allein bekömmt die Butter ihre Reinigkeit und festes Wesen, und in vielen Jahrszeiten vieles von ihrer Farbe. Ich habe Butter gesehen, welche weiß und kalkigt aussahe, wie sie aus dem Butterfaß genommen wurde, aber nach einem öftern Knäten mit den Händen im Wasser eine gute blasse Strohfarbe bekam.

Wenn nun die Buttermilch so vollenkommen geschieden, so ist eine von den Absichten erhalten; die andere ist, daß die Butter vollenkommen gereiniget werde.

Man solte glauben, daß durch eine so grosse Sorgfalt, wie ich angepriesen habe, kein Schmutz in der Butter bleiben würde. Aber es findet sich doch zuweilen, denn ein Faden aus dem Siebtuch, ein Haar, oder eine andere Unreinigkeit, kann sich leicht unvermerkt hinein schleichen; und alles, es mag so gering in seiner Art seyn, wie es will, kann der Butter beym Verkauf schaden, und gereicht dem Credit einer guten Hausfrau immer zum Nachtheil.

Durch das Knäten des Haufens mit der Hand kann einiger Unrath von dieser Art entdeckt werden, welcher sogleich ausgenommen werden muß, wenn er gesehen wird. Wenn aber etwas dem Auge entwischt seyn solte, so muß die Butter aus dem Wasser genommen, und zu wiederholten malen, mit dem Messer in kleine Theile zerschnitten werden, dadurch wird man die kleinsten Haare und Faden finden, und die Butter durch und durch reinigen können.

Die letzte Arbeit ist das Salzen. Ich rede hier nicht von dem Salzen, welches geschieht, um die Butter lange zu erhalten, sondern nur von dem, dadurch sie einen Geschmack bekömmt. Die Butter ist sehr unschmackhaft, wenn sie ganz ohne Salz gemacht ist, auch die frischeste muß etwas gesalzen werden. Dieses muß auf folgende Art geschehen. Wenn die Butter durchgeschnitten und gereinigt ist, muß sie mit der Hand auf eine breite und platte Schüssel dünne ausgebreitet, und alsdenn sehr wenig Salz sorgfältig darauf gesprengt werden, weil man suchen muß, dasselbe unter den ganzen Haufen, so bald als möglich, auszutheilen. Alsdenn wird sie mit den Händen durch geknatet, und so ist die Butter fertig. Sie kann nun in Haufen gemacht werden, und man kann ihr eine Gestalt geben, welche entweder zum Verkauf auf dem Markt, oder zum häuslichen Gebrauch geschickt ist. Da ich also das ganze Werk des Butterns, und der Zubereitung derselben, wenn sie noch frisch ist, durch gegangen, so muß ich jetzt auf das Salzen kommen, welches ein Hauptstück an diesem Theil der Verrichtung des Landmanns ist. Aber da ich hier von der alten und gewöhnlichen Art, zu Buttern, geredet habe, so wird es nicht unnöthig seyn, zu zeigen, daß es auch noch andere Arten giebt, die ihren Nutzen haben.

Eine

Eine andere Art von Butterfaß, womit, wie mit einer Pumpe gearbeitet wird, wird mit grosser Erleichterung, und mit Vortheil an vielen Orten gebraucht. An anderen Orten ziehet man aber das Tonnenbutterfaß vor, und es läßt sich wohl gebrauchen, jene Maschinen sind bey den Drechslern zu haben; und ich will hier nichts sagen um sie zu empfehlen, ob ich gleich gestehe, daß sie in ihrer Art gut sind; denn das eine, so viel ich gesehen habe, ist zu der Absicht sehr geschickt.

Der größte Vortheil, der bey dem Gebrauch dieser Maschine ist, ist, daß man nicht so viel Sahne braucht, und das Werk geschwinder von statten gehet; ich habe aber auch zwanzig Maaß Sahne in ein gemeines Butterfaß giessen lassen, worin doch wol dreyßig hätten seyn können, und bey dieser Quantität, die so groß ist, ist eine Frauensperson nicht im Stande, es allein zu regieren, aber ein Mann und eine Magd können die Arbeit vollkommen verrichten.

Bey heissem Wetter wird die Butter, wenn sie gleich gut gemacht ist, einige Zeit weich seyn, welches ein grosser Schaden in Absicht auf den Verkauf ist, und zuweilen den Preis verringert. Wenn man in diesem Fall die Ursache weiß, so ist das Mittel leicht. Da zu viel Hitze die Ursache davon ist, so wird alles durch eine gemachte Kälte gehoben werden. Dieses kann sehr leicht durch Hülfe eines Brunnens geschehen, woran es wenigen Landleuten fehlt. Wenn die Butter fertig, und gehörig gesalzen ist, so muß sie in Haufen von einen ganzen oder einem halben Pfunde, nachdem eines, oder das andere mehr abgehet, aufgeballet, und sorgfältig in einen Korbe gelegt werden; alsdenn muß ein langer Strick an den Handgriff des Korbes angebunden, und derselbe in den Brunnen bis zwey Fuß über dem Wasser herunter gelassen werden. So muß man ihn die Nacht über hängen lassen, aber Sorge tragen, daß er keinen Schaden von Dieben, oder von der Nachläßigkeit der Dienstmädchen leide; des Morgens kann man ihn heraus nehmen, und die Butter zum Markt senden. Die kalte Luft, die über der Fläche des Wassers im Brunnen liegt, wird eben die Würkung haben, wie die natürliche im Winter, und die Butter wird so hart seyn, wie sie im November ist.

Die besondere Meynung, der Geschmack, und die Gewohnheit eines Landes in Ansehung des Salzens der frischen Butter ist so verschieden, daß es schwer wäre, eine allgemeine Regel zu geben; wir dürfen doch aber wol sagen, daß ein Nössel Salz genug sey für zwanzig Pfund Butter. Einige nehmen mehr als anderthalb Nössel darzu; aber das ist zu viel, denn man bedient sich des Salzes allein dazu, um das Unschmackhafte der Butter wegzunehmen; daher ist es am besten, wenn man das wenigste nimmt; diejenigen aber, welche viel weniger, als einen Nössel zu zwanzig Pfund nehmen, erreichen ihren Zweck nicht: Denn das Salz wird nicht geschmeckt, wenn so wenig unter der Butter ist.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0024
DFG

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Funfzehntes Stück.

Schluß der Abhandlung von der Butter.

Unter den Verbesserungen, welche in der Haushaltung in neuern Zeiten sind gemacht worden, kann man mit Recht eine einzige rechnen. Denn in weitläuftigern Sachen macht sie die Arbeit der Holländerey weit kürzer. Da ich vorhin die Anweisung zum Buttern gegeben habe, so wird man den Versuch, und den glücklichen Erfolg Butter zu machen, ohne die Mühe, die Milch zu erst zur Sahne zu setzen, nicht fremd und wunderbar finden.

Man hat gesehen, daß, wenn die Milch steht, ein öhlichter Theil, der mit etwas Wasser untermischt ist, sich von ihr scheidet. Dies ist die Sahne, deren öhlichter Theil die Butter, und der wässerichte die Buttermilch ist. Diese wird geschlagen, damit durch die Bewegung der übrige gebliebene wässerichte Theil sich von dem reinen, und öhlichten Theil trennen möge.

Nun ist es offenbar, daß dieser öhlichte Theil, welcher zur Butter werden soll, von Natur in der Milch ist; und

man darf sich nicht wundern, daß das Schlagen, welches nach der gemeinen Art zu arbeiten den wässerrichten Theil und den ölichten von der Sahne scheidet, wenn es heftiger geschieht, diesen ölichten Theil auch auf einmal von der Milch scheiden kann.

Dies ist der Grundsatz, welchem diejenigen gefolget sind, die zuerst mit frischer Milch gebuttert haben, und er trift auch genau ein.

Zu diesem Gebrauch sind Maschinen, und andere Erfindungen, dem Landmann zu Hülfe gegeben, weil die Quantität der Milch, wenn sie noch nicht zur Sahne gemacht ist, zu groß ist, um das gewöhnliche Butterfaß damit anzufüllen; und die Arbeit den ölichten oder Buttertheil von der Sahne zu trennen, ist so viel beschwerlicher, als sie bey der Sahne nöthig ist, daß kein Mensch dieselbe würde verrichten können. Daher hat man die Erfindung gemacht, daß die Gefässe sehr groß sind, und bald in eine heftige Bewegung können gesetzt und von einem Pferde gezogen werden.

An einigen Orten gebraucht man eine Maschine zum Buttern, welche dem gemeinen Butterfaß nicht unähnlich ist, aber das Werk gehet nicht völlig so gut von statten, als mit dem runden Butterfaß, welches herum läufft.

Derjenige Landmann, der auf diese Art buttern will, wird leicht die Maschine bekommen können. Ihre Bauart ist in dem mehresten Provinzen Englands unter den Mechanischen Künstlern bekannt. Er kann sich aber durch neues Nachdenken vieler Arbeit und Mühe überheben, wenn er seinen Milchplatz so anlegt, daß die Milch von der Kuh durch eine Röhre sogleich in das Gefäß gehe; welches, wenn das Milken vorbey, in Bewegung gesetzt, und zugleich die Butter gemacht werden muß.

Aus

Aus der Buttermilch, welche auf diese Art gemacht ist, kann man ohne viele Mühe eine ziemlich gute Art Käse machen; man gießt sie nämlich in ein ander Gefäß, und thut Milchlap hinein, so wird sie bald gerinnen.

Da ich also alles durchgegangen bin, was natürlicher Weise vorkommt, ehe man zum Salzen der Butter gelanget, so muß ich fortfahren, von dieser wichtigen Sache, auf eine deutliche und practische Art zu handeln.

Es ist oft nothwendig und immer nützlich, die Butter zu gewissen Jahrszeiten zu Salzen, aber es sind Zeiten im Jahr, die dazu geschickter sind, als andere. Ueberhaupt ist die frühe Sommer Butter nicht so gut zum Salzen, und keine ist so gut als die, welche vom August, bis zum Ende des Octobers, gemacht wird.

Der erste Unterschied, der beym Buttern zu beobachten, ist, wenn die Butter aus dem Faß genommen wird. Ich habe gesagt, daß die frische Butter, daß ist solche, die frisch soll aufbehalten werden, in eine Pfanne mit Wasser gelegt, und darin mit den Händen geknätet werden, um die Buttermilch heraus zu bringen. Aber bey der Butter, die gesalzen werden soll, muß kein Wasser zum Knäten gebraucht werden. Sie muß von dem Butterfaß in eine leere Pfanne gelegt, und darin mit den Händen geknätet werden, um das übrige vom wässerrichten Theil heraus zu pressen.

Wenn dieses geschehen, so muß die Butter mit Salz vermischt, und mit den Händen durch geknätet werden, je mehr, je besser. Man breitet die Butter so aus, wie diejenige, die wenig Salz bekömmt, und gleich gebraucht werden soll; aber anstatt dieser geringen Portion, muß so viel als möglich darauf gestreuet, und wenn es wohl unter gemischt ist, muß die Butter so bereitet in Töpfe oder Tonnen geschlagen werden. Zu einer grossen Menge sind die Tonnen gut; aber zu einer

Kleinern die Töpfe besser. Sie müssen wohl glasirt seyn, sonst werden sie von der Lacke durchgefressen. In Töpfen thut man besser, ein wenig Salz zu einer dünnen Lage zu streuen, ehe die Butter hinein kömmt, und wenn sie hinein ist, so wird noch eben so viel oben übergestreuet.

An vielen Orten, wo viele Butter in Tonnen geschlagen wird, bohren sie Löcher in die Butter mit einem Stock von oben bis unten auf den Grund der Tonne, und nachdem eine starke Lauge gemacht, giessen sie selbige in einer gewissen Maasse über die Butter, und lassen sie durch alle diese Löcher hinunter laufen, welches viel dazu beyträgt, die Butter zu erhalten.

Einige, wenn sie die Butter in Töpfen geschlagen haben, giessen an statt des Salzes eine starke Lauge darüber, und dieses ist auch keine üble Methode.

Wenn sie soll aufbehalten werden, wozu denn die Butter vornämlich gesalzen wird, so ist viel daran gelegen, daß die Molken wohl ausgedruckt werden, welches bloß im Durchknäten mit den Händen geschehen kann, ob gleich die Butter, wenn sie aus dem Faß genommen wird, nicht muß gewaschen werden; und daß Knäten ist besser, weil eine andere Art einen grossen Theil von dem Salze, womit sie zubereitet war, auflösen, und wegnehmen würde, so daß die Butter nicht gerathen würde.

Ob man gleich ordentlicher Weise die Quantität der Butter nach der Anzahl der Kühe rechnen muß, so können doch Zufälle einen grossen Unterschied machen; aber in den Buttergegenden rechnet man überhaupt alle Jahre auf zehen Kühe anderthalb Fässer die Woche, im Sommer; und von eben der Anzahl ein Faß im Winter. Der Unterschied des Futters macht eine grosse Veränderung in der Güte der Butter, und es ist keine schlechter, als

wenn

wenn das Futter halb trocken, halb feucht ist, wie im Anfange des Frühlings, und am Ende des Herbstes; weil alsdenn das Futter halb Gras, halb Heu ist; diese Unordentlichkeit hat einen grossen Einfluß auf die Güte der Milch.

Es sind zwey Arten, gesalzne Butter frisch zu machen, wenn es nöthig ist; und man kann einigen Vortheil machen, wenn man die Butter in wohlfeilen Zeiten salzet, und in theuren wieder frisch macht.

Zum Gebrauch einer Familie schlägt man die Butter mit frischer Milch durch; wenn es aber zum Vortheil geschieht, um sie zum Markte zu bringen, muß sie in dünne Scheiben geschnitten, und ins Butterfaß gelegt werden, wo die Sahne zu frischer Butter geschlagen wird. Man kann eine gute Quantität hinein thun, aber die Kunst besteht darin, die rechte Zeit zu treffen. Sie muß hinein gethan werden, wenn die andere Butter anfängt zu kommen, sonst würde dadurch die Arbeit gestöhret werden. Aber so geht es recht gut mit der andern, und wenn sie nicht zu lange aufbehalten ist, so kann sie, wenn sie mit der andern gewaschen wird, für gute frische Butter gelten, und verliert ihren Preiß gar nicht.

❖ ❖ ❖

I. Vom Cartoffeln-Bau.

Wenn ich jetzt entschlossen bin, den Cartoffelnbau umständlich zu beschreiben, so wird solches dem Landmann um so viel weniger mißfallen, als die vielfältigen Vortheile desselben hier zu Lande noch nicht genugsam bekannt geworden sind.

Dies herrliche und in der Wirthschaft so nützliche Ge-

wächs hat in Deutschland nach der Mundart der verschiedenen Provinzen auch verschiedene Namen. Man nennet es z. E. Erdäpfel, Erdbirnen, Grundbirnen, Cartoffeln und Palatas, in der lateinischen Sprache aber heisset es generice, *Solanum esculentum radice tuberosa.*

Bey uns ist dieses Gewächs unter dem Namen Cartoffeln bekannt. Es giebt zwo verschiedene Gattungen derselben; eine, welche mehrentheils rund, doch von einer unordentlichen Figur ist. Das Fleisch derselben, welches im Geschmack denen Kastanien ziemlich gleich kommt, ist weißgelblicht und mit einer gleichfärbigen Haut überzogen. Diese Haut hat allenthalben um ihren Zirkel kleine Vertiefungen, als wenn sie mit einem Messer gestochen worden. In diesen Löchern sind die Keime und die Wurzeln, aus welchen, wenn das Gewächs in die Erde gelegt wird, die neuen Früchte hervorwachsen. Wir nennen diese Art Cartoffeln die Holländischen, Lat. *adenes Canadenses.* Die andere Gattung ist von dieser merklich unterschieden. Sie hat ohngefähr die Gestalt einer Kalbsnieren, und ist der Farbe nach sowol in- als auswendig etwas röthlich. Auf der äussern Fläche ihrer Haut haben diese Cartoffeln, zu gleichmäßigem Ende ihrer Fortpflanzung, die nämlichen Vertiefungen, wie die vorige Art.

Der Nutzen, welcher dem gemeinen Wesen durch den verschiedenen Gebrauch dieser Erdfrüchte verschaffet werden kann, und theils schon in verschiedenen Staaten würklich schon verschaffet wird, ist so groß, daß man denselben billig weiter bekannt machen muß. Man betrachte nur das Königreich Böhmen, und bedenke, ob dessen Einwohner, deren Zahl sich auf viele hundert tausend beläuft, während des vorigen Krieges, wo alle Getraidearten den streitenden Heeren zugeführet wurden, nicht die äusserste Hungersnoth hätten

hätten ausstehen müssen, wenn sie nicht die Cartoffeln zu ihrer nöthigen Nahrung gehabt hätten.

So unwidersprechlich hieraus erhellet, daß dieses Gewächs bey einer Hungersnoth dem Landmann zu einer sehr ergiebigen Nahrung dienen kann, so deutlich werde ich weiter zeigen, daß es nicht nur zur Verfertigung eines schmackhaften Brodtes, sondern auch zur Mästung allerley Arten Viehes und Geflügels, ferner zum Branteweinbrennen, zur Stärke, zum Haarpuder, und zu vielen andern Koch- und Backereyen, in einer Haushaltung vortreflich zu gebrauchen ist.

Der hieraus entstehende Nutze wird noch mehr in die Augen fallen, wenn man sich die Mühe geben will, ohngefähr nachzurechnen, wie viel Getraide in einem Lande zur Mästung des Horn- Schwein- und Federviehes jährlich verfuttert, und zu Verfertigung der Stärke und des Haarpuders verschwendet wird, dergestalt, daß bey Mißwachsjahren bey so grossen Getraidaufwande die armen Unterthanen aus Mangel des Geldes sich Brodt zu kaufen unvermögend sind, folglich für Hunger schmachten, die grösseste Noth ausstehen, ungesunde Sachen verzehren und in schwere Krankheiten verfallen müssen.

Alle diese Umstände fallen weg, und sind inskünftige nicht mehr zu befürchten, wenn man sich des Anbaues der Cartoffeln ernstlich annehmen wollte.

Es verdienet hier jene Stelle aus den bewährten Schriften eines berühmten Ministers allerdings einen Platz, wo er zum Lobe dieser Erdfrüchte sagt: "Unsere Grundbirnen (Cartoffeln) geben den Menschen eine solche Nahrung, und für das Vieh ein solches Futter, daß ich die Entdeckung der neuen Welt nur allein wegen derselben und wegen des türkischen Waitzens, (welches der Indianer ihr Waitzen ist)

für ein Glück, sonst aber für ein grosses Unglück halte, weil das Gold aus Peru, und das Silber von Potoßi nur eine beschwerliche Nahrung unsers Geitzes und eben auf die Art ein Verderber unserer Sitten ist, wie unsere Gesundheit durch den Zucker und unser Waidbau durch den Indig ist zu Grunde gerichtet worden.„

Nach dieser kurzen, doch durchgehends richtigen Anmerkung, werde ich nunmehro in der Folge dieser Abhandlung nicht allein zeigen, wie der Anbau der Cartoffeln ohne Abbruch der Getraidesaat füglich geschehen könne und müsse, sondern ich werde auch hierin eine Anleitung geben, wie die eigentliche Bauart derselben geschehen, die Wartung verrichtet, und endlich diese Frucht zu den nur möglichen besten Nutzen gebracht werden könne.

Dieses nahrhafte Gewächs erfordert keinen besonders guten Grund. Es vermehret sich zwar in einem lockern Boden vorzüglich, kömmt aber doch auch in jedem andern recht gut fort. Die Cartoffeln zehren die Kräfte ihres Ackers nicht aus, und man kann ein Stück Feldes, worin sie gewachsen, nach deren Einscheurung, ohne weiterem Düngen mit Waitzen oder Rocken, wie es nämlich der Boden trägt, sogleich ohne alles Bedenken besäen. Beym Ausnehmen erfordern sie keine gesetzte Zeit, und es ist genung, wenn man nur so viele Zeit behält, daß der Acker noch einmal zur Wintersaat bearbeitet werden kann. Sie sind vor dem Hagel, Reife und aller wiedrigen Witterung so sicher, daß, wenn alle übrige Früchte mißrathen, oder zu Grunde gehen, sie allezeit ohngehindert und unbeschädiget fortwachsen, wenn man sie nur gegen den Wasser und Frost durch das Aufhäuffeln beschirmet.

Die Bearbeitung des Ackers ist dieselbige, die zu dem Rocken erfordert wird, und der Boden braucht keine

mehrere

mehrere Düngung, als man ihm sonst wegen künftiger Winterfrucht hat geben wollen. Es ist also rathsam, die Cartoffeln bloß und allein in die Brachfelder, welche nachgehends mit Waitzen oder Rocken besäet werden, anzubauen, oder aber solche Gründe dazu auszusuchen, die wegen der schlechten Gattung ihres Erdreichs keine andere Früchte hervorzubringen im Stande sind.

Die Fortpflanzung dieser Gewächse geschiehet auf zweyerley Art, nämlich: Durch den Saamen oder durch die Frucht selbst.

Die letztere Art ist der erstern darum vorzuziehen, weil der Saamen oftmals von dem Regen beschädiget wird, und es äussern sich bey der Aussäung auch noch andere Weitläuftigkeiten, welche bey der andern Art nicht zu befürchten sind.

Die Fortpflanzung durch die Frucht selbst, geschiehet ebenfals auf eine gedoppelte Weise.

Die erstere ist, daß man eine Cartoffel in zwey, vier, acht oder mehr und wenigere Theile von einander schneidet, und hierbey sich hütet, daß man mit dem Messer die äusseren Vertiefungen nicht berühret, weil sonst der Keim und folglich das künftige Wachsthum verdorben würde.

Wer sich bey dem Anbau dieser Cartoffeln die Arbeit bedienen will, der muß ferner dahin sehen, daß einem jeden vorgedachtermassen zerschnittenen Stückchen zwo Vertiefungen zu dem Ende gelassen werden, damit die eine zum Wurzelfassen, und die andere zum Krautwachsen dienen könne.

Die andere Art diese Früchte zu pflanzen geschiehet also, daß man die ganze Cartoffel in die Erde stecket. Diese sind nun nach ihrer Art, und nach der Zeit, die sie zum wachsen gebraucht, theils groß, theils mittelmäßig, und theils so klein als eine Haselnuß.

Diese letztern hat man bishero zum Anbau größtentheils darum gewählet, weil sie in der Wirthschaft nicht so ergiebig, als die grösseren sind.

Ich rathe aber wohlmeynend, sich derselben hiezu künftighin nicht mehr zu bedienen, und zwar aus folgenden beyden Ursachen:

Erstens: Weil sie nach ihrer Art nicht so groß wachsen, als diejenigen, so von den grössern erzeuget werden; und

Zweytens: Weil aus einem jeden Löchlein der Cartoffeln andere hervorwachsen, so entstehet aus diese fruchtbare Erzeugung ein solcher Ueberfluß, der kaum in der Wirthschaft zu verbrauchen ist.

Daher ist es in vielem Betracht vortheilhafter, daß man die grössesten Cartoffeln zum Anpflanzen bestimme. Und dabey verhält man sich folgendergestalt:

Man läßt im Monat März, April oder May wenn kein Frost mehr zu befürchten ist, den Acker das zweyte mal mit dem Pflug tief umarbeiten, und die ersten Furchen aufwerfen, ohne einige Cartoffeln darin zu legen. In die andere Furche aber werden sie gleich hinter dem Pfluge eingesteckt, und zwar auf diese Weise. Man nimmt eine ganze und in Stücken zerschnittene Cartoffel, und steckt solche zwey bis drey Zoll tief in die ausgeworfene Furchenerde, nicht aber in den Grund der Furche selbst, etwan drey Spannen von einander, und scharret mit den Händen von der übergelegten Furche die Erde auf die Frucht herunter, und bedecket sie damit. Also fährt man fort, die ganze Furche zu belegen und mit Erde zu bedecken, bis man damit zu Ende gekommen ist. Mitlerweile wird die folgende Furche auch gepflüget und auf die eingelegte Frucht gleichsam herüber geworfen. Diese Furche wird leer gelassen, hingegen aber in der vierten die Anpflanzung wiederum,

wie

wie vorhin, vorgenommen, und solchergestalt bis zu Ende fortgefahren. Die Hauptsache hiebey ist, daß alle Zeit eine Furche dazwischen leer bleibe, damit die zum Aufhäufeln nöthige Erde hinlänglich vorhanden sey.

Es giebt aber noch eine andere Art zu pflanzen, die nicht so vielen Weitläuftigkeiten unterworfen ist. Und diese bestehet darin: Man nehme eine grosse Cartoffel, schneide die Vertiefungen ohne die Keime zu berühren, in Form eines Trichters heraus, und versehe sich mit einer hinlänglichen Anzahl: Brauche aber dabey die Vorsicht, die zerschnittenen Stücke zwey Tage vor dem Setzen an einem schattigen Orte, wo die Luft einen Zug hat, hinzulegen, damit sie vermittelst der Luft eine Art der Bedeckung oder dünne Haut überkommen. Denn fiele gleich nach deren Pflanzung ein anhaltendes Regenwetter ein, so würde ohne dieser angemerkten Vorsicht die Feuchtigkeit verursachen, daß die kleinen Stücke in der Erde durchgehends verfaulen müßten, dahingegen dieselben, wenn sie vorher in der Luft etwas getrocknet sind, sicher aufgehen werden und nicht verderben können.

Nachgehends nehme man die solchergestalt zerschnittenen Stückchen mit Behutsamkeit auf das zum zweytenmale umgeackerte Land und stecke reihenweise in eine mit einem spitzigen Holze gemachte zwey- oder dreyzöllige Vertiefung ein einziges Stückchen, oder, wenn man will, zwey dergleichen hinein, scharre sodann mit der Hand die Erde ganz locker darauf, damit der Saamen vollkommen bedeckt sey, und fahre also bis zu Ende fort. Nur ist dabey zu bemerken, daß die Pflanzen drey Fuß weit von einander gesteckt werden müssen, damit hinlänglicher Platz und genugsame Erde zum künftigen Anhäufeln vorhanden sey.

Diese

Diese Anhäufelung pflegt man vorzunehmen, wenn das Kraut gegen einen Fuß hoch ist. Man muß sich aber hiebey sorgfältig hüten, daß man mit der Haue oder Hacke nicht zu nahe an die Cartoffeln komme, oder das Kraut verletze, weil sonst dadurch der ganze Wachsthum zerstöret würde.

Es muß daher derjenige, so das Aufhäufeln verrichtet, die Blätter mit der Hand zusammen fassen, und die Erde ganz gemählich an selbige heranscharren. So bald sie aber von der angelegten Erde sich beysammen halten, mit der Hacke zu Hülf kommen, und von dem ringsherum befindlichen leeren Raum die Erde so lange hinanbringen, bis ein runder kleiner Hügel fertig ist, und in der Mitte desselben nur der Stengel mit den Blättern hervorraget.

Wenn man ein anhaltendes Regenwetter oder hohes Wasser befürchtet, so muß das Anhäufeln noch zum zweyten male vorgenommen werden, und zwar, so bald das Kraut gegen zwey Fuß hoch angewachsen ist, sonst aber kann man diese Arbeit sicher unterlassen.

Wenn die Stengeln nach Michaelis ihre Blüthe fallen lassen, so pflegen einige alsdenn das Kraut abzuschneiden, und die Kühe damit zu futtrrn. Beydes aber ist nicht rathsam: Denn die Kühe verlieren nach dem Genusse dieses Krauts gar leicht und mehrentheils die Milch, und da die Cartoffeln auch nach Michaelis noch wachsen; so kann man das Kraut, ohne den fernern Wachsthum zu hindern, vor Ausnehmung der Früchte nicht abgrasen.

Nachfolgender Versuch wird es zur Genüge beweisen, daß das Kraut den Wachsthum der Cartoffeln befördere, und daß dieselben bis zur Ausgrabung sich beständig vermehren.

Im Jahre 1760 wurde von einem einsichtsvollen Patrioten

Patrioten ein Feld von 650 Quadratklaftern, welches durchaus von gleicher Güte war, mit Cartoffeln bestecket. Diese standen auch Anfangs Octobers ungemein schön, und im gleichen Wachsthume. Man befahl dazumal, daß dieser Acker gerade in der Mitte quer durchschnitten, und auf der einen Hälfte das Kraut gelassen, auf der andern aber abgegraset werden sollte. Dies geschah. Als man aber in der Mitte des Novembers die Früchte einärndtete, so fand sich, daß auf der Seite, wo das Kraut abgeschnitten war, hundert und sechs und zwanzig Viertel, auf der andern aber, wo es bey gelassen worden, hundert und vierzig Viertel erbeutet worden, daß also die Beylassung des Krautes in einer Zeit von wenig Wochen eine Vermehrung der Frucht von vierzehn Viertel verursachet hat.

Wenn man den Acker, in welchem die Cartoffeln stehen, auf das künftige Jahr zum Rocken- oder Waitzenfeld machen will, so muß man, wenn es zu dessen Bearbeitung Zeit ist, die Früchte heraus nehmen. Wenn aber ein solcher Grund bis zum Frühjahre mit keiner andern Frucht besäet wird; so kann man die Cartoffeln nach Zeit und Gelegenheit erst gegen Anfang oder Mitte des Novembers heraus nehmen, wenn nur um diese Zeit nicht schon ein starker Frost zu befürchten ist.

Das Herausnehmen kann auf folgende Weise am bequemsten geschehen. Man gehet mit Schaufeln und Sicheln zu Felde, schneidet zuförderst das Kraut mit der Sichel durchgehends ab; stecket sodann am Fusse eines jeden Haufens die Schaufel tief in die Erde, und hebet mit deren Wendung die Früchte heraus.

Diese müssen mit allem Fleisse aufgesuchet und eingesamlet werden, sonst würden die Zurückbleibenden zwischen dem

dem künftigen Korn oder Waitzen, als ein Unkraut hervorwachsen.

Das abgeschnittene Kraut legt man auf einen Haufen zusammen, und schaffet solches, so bald als möglich ist, vom Felde hinweg. Es ist dasselbe zu nichts anders zu gebrauchen, als es auf die Miststätten zu werfen.

Bey Herausnehmung der Cartoffeln pflegen einige die Sortirung derselben gleich auf dem Felde dergestalt vorzunehmen, daß sie die grossen von den mittlern und wiederum diese besonders von den kleinesten absondern.

Die Kleinern bestimmen sie, wie schon vorhin gesagt worden, zum nächsten Pflanzen; die mittlern vor dem Vieh; und die Grossen vor den Menschen. Allein ich rathe es den Liebhabern dieser Erdfrüchte hiermit nochmals an, daß sie die kleinen so viel, als möglich ist, auszurotten trachten, und daher mit denselben lieber das Vieh zu futtern, die grössesten aber, wenigstens zum Theil, samt den Mittlern zum Anpflanzen zu verbrauchen.

Sonsten kann die Sortirung nach beliebiger Anordnung eines vernünftigen Hauswirths zu Hause, oder auf dem Felde, geschehen.

Die auch nur im mindesten beschädigten müssen besonders geleget, und gleich verbrauchet werden, indem dergleichen Cartoffeln plötzlich in die Fäulung gerathen, und wenn sie unter die andern vermenget sind, dieselben auch mit anstecken. Ferner müssen alle diese eingebrachten Früchte von dem Kothe sauber gereiniget, doch so viel möglich ist, nicht naß gemacht werden. Hierauf läßt man dieselben auf einem Boden, oder in einer luftigen Kammer zuvor etwas überwelken, und bringet sie darauf in einen trocknen Keller, woselbst sie vor dem Gefrieren sicher sind.

Solte man keinen so beschaffenen guten Aufbewahrungsort haben; so kann mann sich auf folgende Weise helfen: Man grabe in einem trockenen und warmen Erdreich eine Grube, von drey Fuß breit und fünf Fuß tief, und verfuttere die Seitenwände mit gutem ausgetrocknetem Waitzen-Stroh. Wenn dieses geschehen, legt man die Cartoffeln sorgfältig Stück vor Stück in die Grube bis oben an den Rand, bedecket sie sodann mit vielem Stroh, und überschüttet dieses wenigstens einen Fuß hoch mit trockener Erde *, wo sodann diese Früchte den ganzen Winter hindurch unbeschädigt aufbehalten werden können.

Wenn

* Leget man noch vorher einige Bretter über das Stroh, so kann alsdenn die Erde deßo bequemer davon gebracht werden.

Wenn man ohnedem von Zeit zu Zeit zu dem Behältniß der Cartoffeln, um seinen Gebrauch davon zu holen, kömmt, so muß man allezeit nachsehen, ob keine beschädigte darunter anzutreffen sind. Wäre dieses, so müssen solche vorzüglich weggeschaffet und eilends verbrauchet werden.

Längstens bis Anfang May müssen diejenigen Cartoffeln, welche ausser denjenigen, die zur andern Saat erforderlich gewesen, annoch übrig geblieben sind, aus ihrem Verwahrungsort geschaffet, und zur Futterung des Viehes oder einem andern sonst beliebigen Gebrauch verwendet werden, weil sie um diese Zeit anfangen zu keimen, und zum Genuß der Menschen nichts mehr taugen.

Dahingegen können sie den ganzen Winter hindurch und bis zu Anfange des Frühjahres in Verschiedenen Gelegenheiten für Menschen und Vieh, sehr nützlich gebrauchet werden.

Für den Menschen geben sie überhaupt eine gesunde, und sehr nahrhafte Speise, weil sie, auch nur in blossen Wasser gesotten, und mit etwas Salz bestreuet, gut und schmackhaft sind **. Zu geschweigen, daß durch eine bessere Zubereitung die delicatesten Speisen auf unterschiedene Art daraus verfertiget werden können.

Sie geben ein ungemein schönes weisses Mehl. Dies zu verfertigen, nimmt man rohe grosse Cartoffeln, schälet dieselben vorhero sauber, und reibet sie sodann auf einem Reibeisen so fein, als möglich; schüttet das Zerriebene in ein sauberes Gefäß, giesset reines kaltes Wasser darauf, rühret es recht durch einander, und läßt es nachmals sich wieder setzen. Wenn dies geschehen, so gießt man das obere Wasser langsam ab, thut anderes frisches darauf, und verfährt damit auf diese Art so lange, bis die gelbliche Farbe sich verlieret, und das Wasser nicht mehr trübe wird. Alsdenn läßt man das Geschlemmte sich wiederum setzen, und gießt hernach das Wasser zum letzten male gelinde ab, bringet den Satz in ein sauberes leinenes Tuch, und presset dieses die Nacht über unter einige Bretter. Des folgenden Morgens, wenn der Satz zur Fästigkeit gediehen, schneidet man ihm, wie ohngefähr die Seife, in lange, doch nicht so dicke Platten, trocknet diese an einem saubern unstäubigten Orte, und behält solche zum Gebrauch reinlich auf.

Will

** Wer ein Freund von gelben Erbsen-Suppen ist, dem wird auch eine Cartoffeln-Suppe ganz wohl schmecken. Man bringet solche mit kaltem Wasser, wenn sie vorher abgeschälet sind, zu Feuer, giebt etwas Salz, gehackten Thymian, Peterßilien, Borree, und Butter daran, und muset so viel, als möglich ist, die Cartoffeln. Zuletzt kann man auch etwas gebraten Speck und Zwiebeln daran geben, so ist sie fertig. Auch sind sie gestoft recht wohl zu geniessen. Siehe Marc. Loofft niedersächsisches Koch-Buch S. 88 Reg. 98.

Will man nun hievon ein Mehl zum Kochen oder zum Verbacken haben, oder will man Stärke oder Haarpuder daraus machen, so werden diese Platten zerstossen, und den Umständen nach durch ein, mehr oder weniger feines Sieb gebeutelt, so hat man alsdann das schönste Mehl, den feinsten Haarpuder, oder ungesiebt, eine sehr gute Stärke.

Diese Stärke wird viel weisser und schöner, als die, aus Waitzenmehl gemachte; sie quellet auch besser auf, und man hat folglich zu der Wäsche nicht so viel, als sonst, nöthig.

Der Haarpuder ist mit dem, aus Waitzenstärke fabricirten, von gleicher Güte, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er im Regenwetter ehender vergeht.

Man kann ferner aus den Cartoffeln auch einen guten Brandtewein brennen, wenn man sie malzet, zerstosset, mischet, die Mäsch mit frischem Wasser abgekühlet, und überhaupt damit in allen übrigen, wie mit dem Getraide, verfährt.

Vor dem Horn- Schwein- und Federvieh werden sie zur Mastung ebenfalls auf das nützlichste verbrauchet, besonders wenn sie vorher gesotten, nachgehends gequetschet, und sodann unter dem Trank des mästenden Ochsens, oder Schweines vermenget werden, doch muß man, um das Vieh daran zu gewöhnen, demselben Anfangs nur wenig davon geben.

Dem Federvieh werden sie ebenfals gekocht, sodann zerdrückt, und mit Türkischen Waitzen oder andern Schrote vermenget, zum Futter vorgeworfen.

Wenn es möglich wäre, die Cartoffeln auf den gewöhnlichen Mühlen zu vermahlen, so würde es ungemein nutzbar seyn. Es ist aber dieses mit vielen Weitläuftigkeiten verknüpfet; denn

1) müssen die Cartoffeln allezeit vorher mühsam geschälet werden, weil sie sonst niemals vom Schmutze rein werden, und ihre Haut das Mehl verderben würde;
2) müssen sie klein geschnitten oder gestossen werden;
3) würde ihre Feuchtigkeit das Mahlen beschwerlich machen; und
4) müßten die Mühlen dazu besonders eingerichtet seyn.

Der gemeine Mann kommt also viel leichter zu einem schönen feinen Mehl, wenn er es nach der vorhin beschriebenen Art verfertiget. Dennoch aber ist kein Zweifel, daß man bey stärkern Anbau der Cartoffeln auch auf eine Art bedacht seyn werde, wie man mit wenigerer Mühe auf einer besonders dazu eingerichteten Mühle Mehl erhalten könne.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0040
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Sechszehntes Stück.

Von den Vortheilen der frühen Aussaat des Waitzens.

Die Frage, welche in diesem Aufsatze beantwortet werden soll, betrift die beste Wahl der Zeit zur Aussaat des Waitzens. Je wichtiger dieselbe ist, desto mehr werden die nachfolgenden Erfahrungen hinreichend seyn, solche aufzulösen. Zugleich aber werde ich einigen Einwürfen begegnen, die, meines Wissens, wider diese Methode gemacht worden sind.

Es ließ ein gewisser Edelmann den 8ten August 1740 eine Coupe, d. i. hundert und zehn Pfund schwer Gewicht, Waitzen in der Mitten eines Ackers, der dreymal so viel hielt, aussäen. Diese Jahrszeit wurde für geschickter, als die gewöhnliche, zur Aussaat gehalten, weil man gemeiniglich zu sagen pflegt, daß die Erndte ungleich schöner ausfalle, wenn das Gewächs vor dem Winter stark geworden. Er hielt es für ein sicheres Mittel, dem Waitzen diesen Vortheil zu verschaffen, wenn er ihn früher aussäete.

Der Ueberrest des Ackers blieb liegen, und wurde wie gewöhnlich erst zu Ende des Septembers besäet, damit diese beyden Methoden desto besser mit einander verglichen werden konten. In Ansehung des Anbaues und der Düngung war auf dem ganzen Acker kein Unterscheid, und er ward mit einerley Saamen besäet.

Die Landleute, vor deren Augen diese Probe gemacht wurde, versicherten alle, daß dies Getraide, woferne es nicht einen Monat anstünde aufzugehen, verloren sey. Allein der Erfolg betrog ihre Weissagung, und übertraf die Erwartung, die man sich davon gemacht hatte. Denn das im August ausgesäete Getraide war in der Erndte ungleich grösser, dichter und sauberer, als das übrige. Das Getraide war im demselben Jahre fast durchgehends von der Fäulung oder Mehlthau angegriffen. Die Seiten dieses Ackers waren es auch; aber in der Mitten traf man keine Spur davon. Dieser Vortheil wurde durch das frühe Aussäen erhalten, und die Erfahrung bestätigte es zugleich, daß die frühe Aussaat ein sicheres Verwahrungsmittel wider die Fäulung sey.

Die Reinlichkeit des Getraides veranlassete, dasselbe besonders dröschen zu lassen; und es fand sich, daß es über die andern Vortheile auch noch ungleich reichlicher gab.

Der Erfolg dieses Versuchs erlaubte es nicht, die Sache dabey bewenden zu lassen, sondern dienete vielmehr dazu, denselben in folgendem Jahre auf denselben Tag zu wiederholen. Es wurde nun einmal so viel Waitzen, als das vorige mal, in einem kleinen Felde ausgesäet, wo das Erdreich nicht von gleicher Güte war, der Erfolg war eben so glücklich. Die Erndte bestand aus fünf und achtzig Garben; eine Garbe aber, wo sie am stärksten gebunden sind, hält daselbst sieben Fuß im Umfange. Zwanzig

solcher

solcher Garben geben gemeiniglich vier bis fünf Coupe, d. i. zwischen fünf bis sechstehalb hundert Pfund Getraide, mehr oder weniger, nach der Verschiedenheit des Erdreichs und der Witterung. Diese Garben gaben mehrentheils den vierten Theil einer Coupe; und die, so an weniger fetten Stellen gestanden hatten, etwas weniger. Es befand sich unter andern eine Stelle von ohngefähr zwanzig Quadratklaftern von acht Fuß, die sechs Garben trug. Eine unerhörte Erndte! Die sechs Garben hatten zwar weniger Körner, als die übrigen, denn das Getraide hatte gelegen, und sie trugen nur den achten Theil einer Coupe aus; dennoch machte es eine Erndte von mehr, als zehn von einem, aus. Auf dem ganzen übrigen Acker hatte das Getraide nicht gelegen, sondern war durch die Stärke der Halmen aufrecht erhalten worden.

Man fuhr weiter fort, alle Jahre so früh und etwas mehr auszusäen, allemal aber mit gleich guten Erfolge. Unter andern wurde im Jahr 1744 ein ganzer Acker angesäet, der durchgehends von gleicher Güte war. Er ward gepflüget, so daß er einen ziemlichen Rücken bekam, und ward theils im August, theils im September gesäet. Die Erndte fiel auch diesmal sehr ungleich aus, denn das im Augustmonate gesäete Land trug ungleich höheres und dichteres Getraide, als das andere. Die Garben wurden von einander abgesondert, damit sie in Ansehung der Abgabe mit einander verglichen werden konnten. Zwanzig der erstern gaben $4\frac{1}{2}$ Coupe zu drey Viertel, und eben so viel der letztern $3\frac{3}{4}$, und oft weniger, so wie andere Aecker des Landes.

Man sahe also den Nutzen dieser Methode durch so öfters wiederholte Erfahrungen vollkommen ein, und machte seither beständig in den ersten Tagen des Augusts

den Anfang mit der Aussaat, um solche, so bald möglich, zu Ende zu bringen. Alle Jahre wurde dieses Getraide mit dem später gesäeten verglichen, und die Erfahrung rechtfertigte allemal die frühe Aussaat.

So gar fand man im Jahr 1751 einen völligen Unterscheid unter diesem und dem benachbarten Getraide. Es fiel damals den Winter hindurch vieler Schnee. Bald gefror das Erdreich, bald dauete es wieder auf. Von dem benachbarten Getraide kam fast keine Erndte zum Stande, denn einige Garben, die man an einigen gesicherten Orten zusammen brachte, verdienten diesen Namen nicht, und auf dem übrigen Felde fand man nichts weiter, als Unkraut mit schlechten Grasarten vermischet: Hingegen erhielt ich * funfzehn Garben von einer Coupe Aussaat wieder, die drey Coupe reines Getraide auslieferten. Das war nun freylich eine sehr mittelmäßige Erndte; aber es war doch in der That viel, gegen nichts, in Ansehung des benachbarten Getraides. Doch glaube ich, daß dieser Unterscheid nicht sowol von der frühen Aussaat, als von dem hohen pflügen herrühre, weil vermittelst desselben das geschmolzene Schneewasser abfloß, ehe ein neuer Frost eintraf.

Dieser Erfolg machte einigen Eindruck auf den Landmann, und es bestelleten einige ihre Saat in den ersten Tagen des Septembers, und andere schon im Augustmonate. So wich dann das Vorurtheil nach und nach der Vernunft.

Eine mit gutem Erfolge gekrönte Erfahrung, von zwanzig und mehreren Jahren, hat es also bewiesen, daß die vorzüglichste und beste Zeit zur Aussaat des Waitzens der

* Ich lasse jetzt und in der Folge den Edelmann, von dem diese Versuche herrühren, selbst fortreden.

der Anfang oder höchstens die Mitte des Augustmonats sey *: Ich sage des Waitzens, denn der Rocken und die Gerste müssen, wie die Erfahrung lehret, nicht so früh ausgesäet werden **.

Man verrichte seine Aussaat sowol im schweren, als leichtem Lande und Erdreich zu einer Jahrszeit. Zwar halten die meisten Ackersleute dieses für gefährlich. Allein unsere Landleute machen es in Ansehung der Neuerungen, wie die Uebelthäter, die eher nicht zum Bekenntniß gebracht werden, als bis sie überzeugt sind. Sie widersprachen vorher halsstarrig und ohne Ausnahme der frühen Aussaat. Die vorgedachten Erndten, die ein jeder sahe, nöthigte sie indessen einzugestehen, daß sie wol in schwerem Erdreich (denn von solcher Beschaffenheit war jenes Land) anschlagen könne, aber — sagten sie nun, man müsse sich wohl hüten, solches in leichtem Erdreich zu thun.

Und doch (vielleicht wußten sie es nicht) hatten sich auf dem Lande, von welchem der erste Versuch gemacht worden, viele Theile leichten Erdreichs, und sogar Kies befunden, auf welchen das früh ausgesäete Getraide jederzeit wohl getragen hatte.

Man darf nicht befürchten, daß so früh gesäetes Getraide vor dem Winter zu stark werde, und sich übertreibe, oder, wie man zu sagen pflegt, ansetze. Es ist eine an-

* Bey uns würde es nicht füglich angehen, schon zu solcher Jahrszeit zu säen, weil alsdenn die Erndte noch nicht allemal vollendet ist. Indessen dienet es doch zum Beweise, daß man mit der Aussaat des Waitzens sich nicht zu früh beschäftigen könne, und daß man sicher eine gute Rechnung dabey finden werde. Es dienen diese Erfahrungen zur Bestätigung dessen, was im zweyten Stück S. 27. f. bemerket worden.

** Siehe das zweyte Stück der Landwirthschaftlichen Erfahrungen S. 29.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0045
DFG

genommene Meynung, daß, wo dies geschiehet, es alsdenn um das Getraide gethan sey. Das ist aber ein blosses Vorurtheil, und einer von den Grundsätzen, die vom Vater auf den Sohn, Enkel und Urenkel fortgepflanzet werden, ohne daß man den Ursprung davon wisse, und die, wenn sie auf die Probe gelegt werden, der Erfahrung gänzlich widersprechen.

Geknüpftes Getraide (bled noüé) ist meiner Meynung nach dasjenige, welches dergestalt in Halmen getrieben hat, daß man verschiedene Knoten (Spillen) bemerket, wo das blosse Kraut sonst keine hat. Ich kann aber versichern, daß jenes, im Augustmonat, in einem guten Erdreich ausgesäetes Getraide jederzeit vor dem Winter in Stengel gestiegen ist, und oftmals bereits im October an jeder Pflanze sieben bis acht Röhren bemerkt worden sind.

Das Getraide, welches den 8 August 1741 in vorgedachtem Lande ausgesäet wurde, befand sich in diesem Falle. Es war im November eben so stark, als es sonst gewöhnlich im April ist. Es war so stark geknüpft, daß verschiedene Pflanzen von Rocken, so sich darunter befanden, in Aehren standen. Diese Rockenähren giengen während dem Winter zu Grunde; es kamen aber im Frühling andere hervor, und die Wurzel war unversehret geblieben. Das übrige Getraide behielt sein grünes Gewand, und seine Stärke den ganzen Winter durch, der nicht gelinder war, als gewöhnlich.

Man hat sogar eine Menge von Erfahrungen von Getraide, welches schon im Anfange des Julii gesäet worden, und zur Reife gelanget ist, ohne von dem Winter beschädiget zu werden; nämlich dasjenige, so vom Hagel getroffen worden, zu der Zeit, da es eben zu reifen anfing. Es betraf in den Jahren 1741 und 1745 ein solches Unglück

glück einige Gegenden. Diejenigen Landleute, deren Felder dadurch ziemlich verwüstet worden, liessen ihre Aecker unverzüglich umpflügen, um die Körner zu nutzen, die hin und wieder auf den Feldern zerstreuet lagen. Sie befürchteten also nicht, daß sie zu früh säeten, da sie solches den 8ten oder 10ten Julii thaten *. Sie betrogen sich auch nicht, sondern gewannen einen Raub, der noch besser ausgefallen seyn würde, wenn die Aussaat stärker gewesen wäre.

Das Jahr 1741 war gleichwol ein solches, da bey der frühen Aussaat die meiste Gefahr zu befürchten war, weil ein sehr schöner Herbst darauf folgte. Viele erschracken auch über die gelbe Farbe, welche das früh gesäete Getraide oft zu Ende des Herbsts annimt. Allein dieser Zufall ist nicht gefährlich, und ich habe niemals üble Folgen davon gesehen.

Es geschiehet solches zu gleicher Zeit, und aus eben den Gründen, wie das Abfallen der Blätter von den Bäumen; denn der Nahrungssaft, der bis dahin in Ueberfluß empor gestiegen war, fängt nunmehro an, auf einmal abzunehmen, und ist daher nicht mehr zureichend, ein so schönes Gras, das unsere Augen ergötzete, völlig zu nähren. Daher verdorret ein Theil dieses Grases, und fällt ab. Die Wurzeln aber leiden davon nichts; und vielleicht ist eben dies diejenige Zeit, da sie am meisten wachsen.

Das spät gesäete Getraide ist diesem Zufalle daher weniger unterworfen, weil sein noch kleines Kraut wenige Nahrungssäfte bedarf.

Man lasse sich auch nicht durch die grosse Trockniß,

* In unsern Gegenden wird der Waitzen so früh noch nicht reif. Es können aber diese Schweizerischen Erfahrungen gar leicht auf dieselben mit einer kleinen Veränderung der Zeit appliciret werden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0047
DFG

die im August sehr gewöhnlich ist, abschrecken, seinen Saamen in die Erde zu bringen; denn sonst würde diese Methode in der Ausübung unmöglich fallen. Man hätte vielmehr Ursache, zu besorgen, daß vieles verloren würde, wenn man, wie viele Ackerleute thun, in diesem Falle erst auf den Regen warten wolte. Das Getraide wächst in dieser Zwischenzeit dergestalt heran, daß der Vortheil davon, wenn er auch gleich nicht in die Augen fällt, denoch ganz gewiß ist. Aus einem wohlbestellten Erdreich steigt jederzeit Feuchtigkeit genung auf, die Saamenkörner, wo nicht keimend zu machen, dennoch aufzuschwellen. Und dies ist schon eine vortrefliche Zubereitung zum Wachsthum.

Ich hatte diese Wahrheit schon im Anfange meiner Erfahrungen eingesehen; und habe meine Erndten immer schöner befunden, wenn das Getraide erst zwey oder drey Wochen nach der Aussaat aufgegangen, als wenn es wegen feuchter Witterung eher geschehen war.

Ist die Waitzensaat in der Erde also zubereitet, so macht der erste Regen, daß sie aufgehe; anstatt daß der Saamen, so noch auf dem Boden liegt, warten muß, bis das Land etwas abgetrocknet, und zu Saat tauglich geworden ist. Es geschiehet auch oft, daß in dieser spätern Zeit der Regen allzu lange anhält, und den Landmann in Verlegenheit setzet, vor dem einbrechenden Winter nicht aussäen zu können; welches leicht geschehen kann.

Vielleicht aber wird man sagen; es wäre ein anderer Unfall zu besorgen, und man würde die Aussaat verlieren, wenn die Trockniß bis in den Winter fortdauren solte. Allein ausserdem, daß dieses ein ganz ausserordentlicher Vorfall wäre, so kann ich einen Versuch vom Jahr 1746 anführen, der mir diese Furcht gänzlich benimmt.

Der Sommer war damals ganz warm und trocken.

Ich

Ich hatte zu Anfang des Augusts in der grössesten Hitze in einem schweren und abhängenden Lande gegen Mittag, Waitzen ausgesäet. Der Saame lag tief genung in der Erde, denn ich säe jederzeit in Furchen dem Pfluge nach. Die Trockniß daurete den ganzen Herbst hindurch. Zwar fiel zu Ende desselben ein wenig Regen, aber nicht so viel, daß er bis in die Tiefe des Saamens eindringen konnte. Der darauf folgende Winter war bis in den Februarius recht stark und trocken. Während dieser ganzen Zeit sah ich mein Getraide auf diesem Acker nicht aufgehen; etwas weniges in den Furchen ausgenommen. Endlich fiel im Februarius Regen genung. Erst dazumal gieng das Getraide auf, und fast so dichte, als es hätte geschehen können, wenn es alsobald aufgegangen wäre. Es ward stark und schön, gab aber nicht gar reichlich, weil es zu spät aufgegangen, und die Zeit der Vegetation zu kurz war.

Es war aber doch eine Erndte. Der Saame hatte sechs Monat in der Erde gelegen, ohne aufzugehen, und ohne zu verderben. Was hat man also von der grössesten Trockniß zu befürchten? Die Arbeit ist zwar freylich in trocknen Zeiten etwas schwerer, wenn man aber diesen Unterscheid mit den Vortheilen vergleicht, die gemeiniglich damit verbunden sind, so wird man die Arbeit nicht scheuen.

Meine Besorgniß war zu Anfange meiner Versuche auf etwas anders gerichtet. Ich befürchtete nämlich, dieser mehr als gemeine Abtrag des Landes, dafür es nichts bekommen hatte, mögte es um so viel mehr erschöpfen, und folglich dasselbe künftighin weniger abtragen.

Dieser Gedanke machte mich ungeduldig, zu sehen, ob die Stellen meines Landes, die ich im Jahr 1744 im August zum Versuch besäet, und davon ich eine reiche

Erndte gehabt hatte, jetzt, da sie im folgenden Jahre zu gleicher Zeit wieder besäet waren, durch die erstere Erndte erschöpft seyn würden. Allein, diese Furcht war ungegründet. Es zeigten sich zu meiner höchsten Bewunderung eben diese Furchen noch etwas frischer in Ansehung der Farbe des Getraides, als die übrigen, es sey nun, daß das Getraide den Vorzug von den Säften erhalten habe, welche das Erdreich das erste Jahr durch die Blätter des Getraides in sich gezogen hatte, oder daß dieses sechs Wochen eher besäete Erdreich, das eine so viel kürzere Zeit Brache gelegen hatte, auch wenigere Ausdünstung verloren habe. Ich finde eine hiermit übereinstimmende Anmerkung eines ehrlichen Landmanns Hrn. Giauque in seiner Abhandlung vom Dessenberg, wo er, bey der Anpreisung einer Vermischung von gewissen Getraidearten für die Frühlingsaussaat, sagt: "Man müsse darnach trachten, daß das Erdreich viel abtrage; weil, je grösser der Abtrag eines Ackers ist, desto weniger das Erdreich leidet; und hingegen, je geringer derselbe ist, desto mehr solches erschöpft und ausgemärgelt wird.,,

Wird damit nicht so viel gesagt: Je mehr das Erdreich abträgt, desto fruchtbarer wird es? Welch eine Aufmunterung, dasselbe gehörig anzubauen! Und dürfen wir befürchten, solches zu erschöpfen, wenn es sich durch seine Abgaben selbst bereichert? Bewunderungswürdige Quellen des Reichthums!

Ich habe diese Betrachtung, die vornehmsten Einwürfe wider die frühe Aussaat im Augustmonate, zu beantworten für nöthig erachtet. Ehe ich aber weiter gehe, wird es nicht ganz unnütz seyn, einige Grundsätze vorzutragen, die zur Beleuchtung dieser Frage dienen können.

können. Man wird diese Methode mit ungleich grösserem Zutrauen versuchen, wenn man zum voraus versichert ist, daß dieselbe auf die zuverläßigsten Grundwahrheiten der Vegetation gebauet ist.

Die Pflanzen nähren sich von den Salzen und Säften, die einer unaufhörlichen Circulation in der Erde und der Luft, und wechselsweise von einem dieser Elemente in das andere folgen. Es ist offenbar, daß, da sie ihre Wurzeln in die Erde, ihr Haupt aber in die Luft empor heben, sie also von der Natur zur Begünstigung dieser Circulation eingerichtet sind. Sie machen sich solcher zu gleicher Zeit zu Nutzen: Diese Abwechselung ist für sie eingerichtet: und sie ziehen allen ihren Unterhalt von derselben, theils durch die Wurzeln, theils durch die Blätter. Sie müssen also desto mehrere Säfte an sich ziehen und sich zu Nutzen machen, je längere Zeit ihnen zum Wachsthum gegeben wird, und sie diesen glücklichen Einfluß geniessen können.

Es folget hieraus in Ansehung des Getraides, welches eine jährliche Pflanze ist, und dessen Reife in einer bestimmten Zeit zu Ende geht, daß je früher es in die Erde gebracht wird, desto eher es auch groß werde und in den Zustand komme, vieles hervorzubringen; und daß also dieser Vorschuß der Zeit zu seinem Besten gereichen müsse. In dieser Zeit wächst es meist in die Wurzel, davon sein ganzer Wohlstand abhängt. Denn dieser Wachsthum der Wurzel kann nicht anders, als in einer gemäßigtern Jahrszeit geschehen, so gar auch im Winter.

So bald die Hitze wieder auf einen gewissen Grad gestiegen ist, welches in unserm Lande in dem Maymonate geschiehet, so muß alles Getraide auf dem flachen Lande in Aehren steigen, in welchem Zustande es sich auch sonst befinden mag, und muß in einer bestimmten Zeit reif werden.

Diese

Diese Hitze treibt allen Nahrungssaft in die Aehren hinauf, damit die Körner wachsen und reif werden können. Die Wurzeln können nichts davon übrig behalten, und also nicht mehr nachwachsen. Dies ist gleichsam der fatale Zeitpunct, in welchem das Schicksal jeder Pflanze entschieden wird. Sie können nachher nicht mehr hervorbringen, als nach dem Verhältnisse dessen, so sie vorhin empfangen haben. Die ältern Pflanzen haben also, wegen der längern Zeit ihrer Dauer, auch eine ungleich grössere Menge Nahrung empfangen; ihre Blätter und Wurzeln sind dadurch stärker geworden; und diese sind die Gefässe, durch welche die Pflanzen ihre Nahrung empfangen. Sie müssen folglich auch nothwendig ungleich mehrere Früchte austragen.

Dies ist ohne Widerspruch der entscheidende Zeitpunct, so bald bewiesen ist, daß das späte Getraide zu gleicher Zeit in Aehren steigt, und reif wird, wie das andere; nur mit einem Unterscheide von wenigen Tagen.

Daß der Wachsthum der Wurzeln hauptsächlich, und vielleicht einzig und allein in der gemäßigten Jahreszeit geschehe, und die Menge der Früchte davon abhangen, davon legt das Land allenthalben die klärsten Beweise vor die Augen. Man weiß z. E. daß der im November ausgesäete Waitzen eine, obgleich mittelmäßige Erndte abtragen kann; und daß das nämliche, im Merz ausgesäete Getraide fast gar nichts giebt. Die Erfahrung hat solches bestätiget. Die erstern haben vor den andern nichts weiter voraus, als die drey Monate des Winters. Das Zunehmen derselben geschiehet nicht an ihren äusserlichen Theilen, sondern nur an den Wurzeln, und dies macht einen Unterschied vom Ganzen aus.

Man bemerket auch in den Küchengärten, daß unter den verschiedenen Hülsenfrüchten, die man der Folge nach

vom

vom Anfange des Frühjahres an bis in die Mitte des Sommers säet, diejenigen, so zuerst ausgesäet worden, unendlich mehr abtragen, als die, so man später gesäet hat.

Eben so kommen auch die jungen Bäume und alle Pflanzen, die man versetzt, ungleich besser fort, wenn solche Pflanzung im Herbste geschiehet, als wenn man sie erst im Frühling vornimmt. Der Landmann sagt, dieser Vortheil, der kurze Zwischenraum des Winters, sey den Bäumen ein ganzes Jahr wehrt.

Aus diesen Gründen muß es also geschehen, daß das Getraide auf hochliegenden und der Luft wohl ausgesetzten Stellen ungleich besser in Aehren steigt, als an niedrigen Orten, und wo die Hitze sich zu früh vermehret. Daher kommt es auch, daß die Erndten schlechter ausfallen, wenn die Hitze früh eintrift. Im Jahr 1746 z. E. war die Hitze von Anfang des Maymonats an übermäßig, und die Erndte des Frühlinggetraides gieng gänzlich verloren. Mit einem Worte: alles, was vor der grossen Hitze länger Zeit hat, die Nahrungssäfte an sich zu ziehen, das gewinnet um so viel mehr Wurzeln und Wachsthum. Aus diesen Gründen lassen sich die Ursachen leicht ermessen, warum ich bey dem im August ausgesäetem Getraide, vor dem später gesäeten ungemein vielen Vorzug gefunden habe.

Der mehrere Nahrungssaft macht die Halmen grösser und länger, und man braucht alsdann auch weniger zu einer Garbe. Er macht ferner, daß das Getraide dichter steht. Dies muß aber mehr durch die Grösse der Pflanzen selbst, als durch ihre Anzahl geschehen; und man darf sich nicht wundern, wenn oft zu Ende des Herbsts dieses Getraide wenigere Halmen in einem gleichen Umfange enthält, als dasjenige, so später ausgesäet worden. Dieser Unter-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0053
DFG

terschied wird durch die Stärke der Pflanzen und ihren starken Anwachs im Frühlinge mehr als hinreichend ersetzt.

Die Aehren dieser schönen Pflanzen sind grösser, und die Körner in denselben vollständiger. Daher giebt eine gleiche Anzahl Garben ungleich mehr an Getraide aus. Dies hat die Erfahrung allemal bestätiget, sonderlich in den ersten sechs Jahren, da ich die Verschiedenheit des Abtrages auf alle Weise mit einander verglichen habe, und vornämlich im Jahr 1745.

Die Stärke des Strohes macht noch einen besondern Punct des Vorzuges dieses Getraides aus. Es schützt dasselbe besser vor dem Ungewitter, und macht, daß es sich nicht so leichte legt. Ich erfahre diesen Vortheil fast alle Jahre. Die am meisten verbesserten Theile meiner Aecker warfen oft über vierzig Garben von einer Coupe Aussaat ab; auch habe ich derer schon vier und vierzig gezählet. Bey solcher Dicke, wie mein Getraide steht, pflegt sonst das mehreste in unserm Lande von dem ersten Ungewitter des Junius an, ganz gewiß sich zu legen. Meines aber hält sich bis zur Erndte aufrecht. Nur bleibt es oft von der Mitte seiner Höhe an gebogen. Dieser Zufall aber vermindert die Menge des Korns nicht im geringsten. Zum Beweise dessen haben diese vierzig Garben, oft acht Coupe Getraides ausgegeben, da hingegen das gelegene Getraide gewiß niemals so viel abwirft. Freylich hat das Getraide auch völlig gelegen, wo es zu übermäßig dicke gestanden, aber doch ist das nur ein seltener Fall, und dennoch wegen der frühen Aussaat ergiebig.

Die meisten Landleute bedienen sich, um dem Niederlegen des Getraides vorzukommen, einer Methode, die der Meinigen ganz entgegen ist, nämlich: später, als gewöhnlich, zu säen. Sie sagen: auf diese Weise komme

das

das Getraide weniger dicke zu stehen, das Stroh sey kürzer, die Aehren leichter und dies mache ein gleicheres Verhältniß zwischen der Schwere der letzteren und ihrer Stütze aus; und auf diese Weise, wenn gleich die Erndte an Garben nicht so reich ausfiele, fänden sie doch ihre Rechnung bey der grössern Sicherheit vor dem Niederlegen, welche ihnen auch mehr Getraide verschaffe. Ich gebe dieses alles zu; glaube aber, denselben Zweck zu erhalten, und daß Verhältniß eben so vollkommen zu machen, wenn ich das Stroh stärke, ohne der Grösse desselben und der Anzahl der Aehren etwas zu benehmen, ja! sie vielmehr noch vermehre. Und dieses erhalte ich durch das frühe säen.

Nun wird man mir leicht eingestehen, daß es ungleich vorzüglicher sey, sich einer Erndte durch ein Mittel zu versichern, welches dieselbe zugleich vermehret, als einen Theil aufzuopfern, um dieselbe zu retten.

Ich irre vielleicht nicht, wenn ich auch eben dieser Stärke der Pflanzen die Befreyung vor dem Mehlthau oder der Fäulung zuschreibe, als vor welchen Zufällen mein Getraide jederzeit frey geblieben ist, seitdem ich frühe säe. Auch halte ich davor, daß solches früh gesäetes Getraide dem Rost oder Brande nicht so sehr, als anderes ausgesetzet sey. Ich weiß nicht, ob ich zu den mannigfaltigen Vortheilen dieser Methode, auch noch diesen beyfügen soll, daß dieselbe die Fettigkeit des Landes länger beybehalte, und aufs künftige reichere Erndten verspricht, und zwar, wie oben erwähnet worden, dadurch, weil diese in den vorigen Jahren reicher gewesen sind. Doch wir wollen nicht zu viel versprechen, und das angezeigte ist schon genung, die Neubegierde und den Eifer derer zu erwecken, die sich um eine so nützliche Wissenschaft bemühen.

Ich

Ich bin über diesen Punct etwas weitläuftig gewesen; hoffe aber doch, man werde mir solches wegen der angezeigten Vortheile und des Verlangens, die Grundsätze derselben zu entwickeln, zu Gute halten.

Eingelaufener Brief.

Mein Herr!

Hier im Lande Kehdingen betrift die Pferde sehr oft der Zufall, daß sie entweder ihr Wasser nicht lassen, oder ihren Koth nicht von sich geben können. Und nicht selten sind beyde Arten der Verstopfung mit einander verknüpft. Unsere Einwohner drücken das in ihrer Sprache also aus: Dat Perd is bedichtet op Meß un op Water. Was sie bisher dagegen gebraucht, ist nicht von der guten Wirkung, daß man sich eine gewisse Hülfe davon versprechen könne: und es sterben dem ohngeachtet immer sehr viele, und oft die besten Pferde. Es würde für unsere Landeseinwohner also, gleichwie auch für viele andere, ein angenehmes Geschenk seyn, wenn Ihnen ein gutes und bewährtes Mittel dagegen bekannt gemacht würde. Zu dem Ende ersuche ich Sie, mein Herr! und durch Sie alle verständige und erfahrne Haushälter unter ihren Lesern, auf obgedachten Zufall gelegenheitlich einmal eine gewogene Rücksicht zu nehmen. Ich bin übrigens stets

Mein Herr!

Dero

B **.

ergebenster Diener

den 6ten September, 1768.

J. H. *

Da meine eigene Erfahrung nicht hinreicht, dem Verlangen des Hrn. Verfassers dieser Zuschrift eine völlige Genüge zu leisten; so bitte ich selbst diejenigen unter meinen geehrtesten Lesern, die solches zu thun im Stande sind, mir ihre Erfahrungen über diesen Zufall der Pferde gütigst mitzutheilen, und sich dadurch um das Publicum aufs beste verdient zu machen. Was ich in einigen Büchern finde, das habe ich, abdrucken zu lassen, noch zur Zeit billig Bedenken.

J. H. Pr.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0056
DFG

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Siebenzehntes Stück.

Von der Düngung des Landes.

Auf die Düngung des Landes hat ein Landmann um so mehr zu achten, als er ohne dieselbe von seiner Saat wenigen Nutzen ziehen dürfte. Was also die Düngung oder den Dünger anbetrift, so bestehet derselbe in einer Vermischung mancherley körperlicher Theile mit dem Erdreiche, welche zu dem Ende geschiehet, damit dessen Fruchtbarkeit vermehret werde. Dasjenige nun, was man durch die vielfältige und beständige Erfahrung von der Beschaffenheit des Bodens angemerket hat, in so ferne er nämlich zu der Hervorbringung der Früchte geschickt seyn soll, beruhet auf nachfolgendem. Es darf

1) derselbe so wenig zu leicht, als zu schwer; zu trocken, als zu feucht; und zu kalt, als zu hitzig seyn.

2) Muß er auch die gehörige Menge von Salz- und Oeltheilchen bey sich haben, welche dem Erdboden den nöthigen Zusammenhang dergestalt gewähren, daß sich die Feuchtigkeiten nicht weiter herunter ziehen, als die Wurzel liegt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0057
DFG

Denn ist das Erdreich gar zu leicht, oder aschenartig, im Falle es gleich die zum Wachsthum des Getraides nöthigen Nahrungssäfte hat; so wird der Wachsthum desselben, sonderlich, wenn die Witterung warm ist, zu schleunig seyn, es wird zu geschwinde in die Höhe in das Stroh schiessen, und daher kleine und nicht volle Aehren tragen. Nächst diesem, so zieht sich auch die Feuchtigkeit gar leicht zu weit herunter in den Grund, daß sie die Früchte nicht wachsend macht. Ist nun noch dazu die Witterung sehr warm und trocken; so verdorren sie gar, und wenn ein Wind hinzu kömmt, welcher das lockere und stäubige Erdreich wegführet, und die Wurzel entblösset; so muß die Frucht ohnfehlbar verderben. Ist das Erdreich aber zu schwer, und thonartig, so wächst es zu langsam, und im Falle die Witterung sehr feucht ist, bleibt es gar stehen; weil die zum Wachsthume und der Nahrung der Früchte nöthigen Theile des Wassers nicht zu der Wurzel dringen, und von da durch dieselbe wieder in der Pflanze hinaufsteigen können. Ist die Erde zu trocken, so hat sie auch gemeiniglich nicht die nöthigen Säfte bey sich, welche der Wachsthum erfordert; wäre dieses aber auch, so ist man dennoch in Gefahr, daß der Saamen bey einer gar zu trocknen Witterung verbrennen, oder die Früchte bey weitem nicht zu einem vollständigen Wachsthume gedeyhen, und mithin entweder ganz klein bleiben, oder gar verdorren werden. Hat sie aber gar zu viel Feuchtigkeit; so verdirbt, bey einer zu kalten oder gar frostigen Witterung, das Getraide entweder, indem es wegen der überflüßigen Nässe sich leget und verfaulet, oder, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, erfrieret. Ist endlich ein Erdreich zu hitzig, so geschiehet der Wachsthum gar zu schleunig, und der Boden wird von den Nahrungssäften gar zu bald erschöpfet, dergestalt,

daß

daß derselbe desto öfter wieder gedünget werden muß, oder das Getraide schießt gar zu sehr ins Stroh, bleibt klein und unvollständig: nachdem nämlich entweder die Witterung, im erstern Falle, ziemlich feucht, oder im andern, merklich trocken ist. In Betracht dieser erwähnten Umstände mag die Erde beschaffen seyn, wie sie will; so wird dadurch dennoch keine Fruchtbarkeit derselben erhalten werden, woferne es ihr an den nöthigen Salz- Oel- und Nahrungstheilchen überhaupt mangelt, welche denen Früchten zum Wachsthume nothwendig sind.

Wenn wir indessen diese mannigfaltigen und natürlichen Eigenschaften des Erdbodens mit der verschiedenen Witterung zusammen nehmen, beyde gegen einander halten und genau betrachten; so erhellet daraus nachfolgendes. Weil die Eigenschaften des Bodens bald leicht, schwer, hitzig, bald trocken und feucht sind, und eine besondere Art der Witterung nur einer gewissen Art des Erdreichs nachtheilig seyn kann; so wird sie dem, welches genau von der entgegen gesetzten Beschaffenheit ist, desto vortheilhafter seyn, und deren Wachsthum befördern; wenn es anders derselben nur nicht an der Nahrung fehlet, welche zu der Fruchtbarkeit des Getraides nothwendig erfordert wird. Ist also z. E. die Witterung trocken, so schadet sie zwar einem trockenen und hitzigen Boden, ist aber dem nassen und kalten desto vortheilhafter, und befördert den Wachsthum, u. s. f. Wir sehen also daraus, daß keine Art der Witterung jemals dem ganzen Erdboden überhaupt schädlich seyn kann; sondern der Schaden sich nur über diese oder jene Erdstriche erstrecke. Es ist dieses also eine sehr weise Einrichtung des Schöpfers, und zeuget von dessen allgemeinen Vorsehung vor die Erhaltung der Menschen und Thiere gar deutlich; sintemal wegen dieser Beschaffenheit

der Natur, nicht wol ein allgemeiner Mangel zu besorgen ist; sondern die Menschen in dieser oder jener Gegend, wo sich dergleichen äussert, dadurch nur desto mehr genöthiget werden, von ihren Nachbaren die Ersetzung des Mangels zu erbitten; wodurch denn das allgemeine und freundschaftliche Band unter ihnen desto mehr befestiget wird.

Nichts desto weniger aber ist es jederzeit rathsam, daß man die Mühe und Kosten, im Falle ein Erdreich einen der erwähnten Fehler an sich hat, niemals ersparet, sondern es also zu bereiten suchet, damit ihm so wenig die gar zu grosse Hitze, als Kälte, Dürre oder Feuchtigkeit, kurz, keine unter allen Arten der Witterung, auf einige Weise schädlich seyn kann, sie sey beschaffen wie sie immer wolle, und dieses ist der allgemeine Grundsatz, nach welchen man durchgehends verfahren muß, wenn man die Grundstücken zu einer mehrern Tragbarkeit vorbereiten will.

Soll aber die fehlerhafte Beschaffenheit des Bodens vorerwähnter massen gebessert werden, so ist nöthig, daß man zuvor den Zweck kennet. Diese Erkänntniß aber wird erlanget, wenn man wohl darauf acht hat, wie sich derselbe, unter mancherley Arten der Witterung, als der Dürre, Nässe, wie auch gegen die verschiedenen Arten des Pflügens und Säens, verhält; auch giebt die mehrere oder wenigere Schwere, der Zusammenhang, Verhältniß desselben sowol im Wasser, als der trocknen Luft u. s. f. Die mannigfaltigen Eigenschaften zu erkennen. Hat man diese genau untersucht und ausfündig gemacht, so ist auch eben so nöthig, daß man die Mittel anzuwenden wisse, wodurch die abgezielte Verbesserung erhalten werden kann.

Hierzu ist abermal nöthig, die Beschaffenheit derjenigen Körper zu wissen, mit welchen ein Acker vermischet werden muß, wenn die Fehler, von welchen wir zuvor geredet haben,

haben, gebessert werden sollen. Wenn daher z. E. ein Erdreich zu trocken, sandicht und dürre ist, so kann dasselbe sehr wohl mit Pottasche verbessert werden, weil durch diese ein doppelter Vortheil erhalten wird.

1) Der, daß der Boden mehrern Zusammenhang bekommt und dichter wird.

2) Auch mehrere Salz- Oel- oder Nahrungstheilchen überhaupt bekommt. Wovon man in den Breslauer Samlungen* ein Beyspiel antrifft, aus welchem erhellet, daß ein solcher erwähnter trockener, unfruchtbarer Boden dergestalt dadurch gebessert worden, daß er sechsfachen Gersten und das Jahr darauf noch reichlichern Waitzen gegeben hat. Ja! es versichert auch der Experimentator, daß ein solcher Acker in langer Zeit keiner Düngung bedürfe. Eben diese Vortheile schreibt man auch der ausgelaugten Seifensiederasche zu, mit welcher an vielen Orten so häufige als wohlausgefallene Versuche gemacht worden sind.

Im Fall aber umgekehrt, ein Erdreich zu feucht und naß ist, so muß es mit einem Körper vermischt werden, welcher desto trockner ist, und das Wasser und die überflüssige Nässe an sich ziehet, wie z. E. mit dem Schutte oder Leimen von alten verfallenen Gebäuden, einem an sich trockenen Erdreiche, Kalke u. d. gl. Denn daß der Schutt von alten Gebäuden sehr trocken ist, kann man leicht erachten, weil derselbe dem Winde und der Sommerwärme lange ausgesetzt gewesen, dergestalt, daß die Feuchtigkeiten vollenkommen heraus getrocknet sind. Was aber den Kalk anlanget, so ist bekannt genug, daß derselbe die Feuchtigkeiten verzehret, und daher einem nassen Boden meistens in diesem Stücke vortheilhaft seyn muß.

Ist ein Erdreich bloß zu schwer, kleyicht oder thonicht,

* Siehe dessen ersten Versuch S. 113. u. f.

dergestalt, daß es nicht nur beschwerlich zu pflügen ist, sondern auch durch den Regen oder die Nässe dergestalt gebunden oder Wasserhart wird, daß es die dem Wachsthume des Getraides nothwendige Lockerheit ganz und gar verlieret; so ist, wie leicht zu erachten, kein Dünger geschickter, diesem Fehler abzuhelfen, als ein leichter, wie z. E. die Asche, der Mergel, oder ein jedweder anderer leichter Dünger. Denn es ist sehr wohl zu merken, daß es mancherley Arten des Mergels giebt, sintemal derselbe bald leicht, bald schwer, oder auch mit weniger Salz- und Oeltheilchen vermischet angetroffen wird.

Uebrigens darf man nicht denken, daß es jederzeit mit dieser eben erwähnten Art der Düngung ausgerichtet ist, wenn man den Ertrag eines Erdreichs zum Zweck hat, oder denselben vermehren will. Denn im Falle man vorerwähntermassen einen Acker durch den Schutt der überflüßigen Nässe zwar befreyet hätte; so würde man sich dennoch sehr irren, wenn man nunmehr glauben wolte, er sey in einen sehr guten und tragbaren Stand gesetzt; sintemal der Schutt durch die Sonne und Luft dergestalt ausgezehret ist, daß ferner die geringste Fruchtbarkeit nicht darinnen enthalten seyn kann. Weil es indessen aber gewisse Ländereyen giebet, welche, wegen der gar zu häufigen Düngung mit Miste, zu geil sind, wie z. E. diejenigen Aecker, welche nahe an sehr volkreichen Städten liegen, und wegen der gar zu vielen Nahrung nicht tragen wollen, dergestalt, daß man sie öfters deswegen eine Meile muß braache liegen lassen; so siehet man auch hieraus, daß eine dergleichen Düngung alsdenn die Fruchtbarkeit eines Bodens wieder herstellen könnte, im Fall derselbe durch gar zu grosse Geilheit gleichsam verderbt worden ist.

Diese Arten der verschiedenen Düngung, deren wir bisher

bisher Erwähnung gethan haben, sind gleichsam nur als eine Vorbereitung anzusehen, welche nöthig ist, wenn die Tragbarkeit der Grundstücken auf die Weise befördert werden soll, damit dem Boden würklich diejenigen Nahrungstheilchen mitgetheilet werden mögen, welche zu dem Wachsthume nöthig sind. Da nun dieses durch die mancherley Arten des Mistes oder anderer Theile der Thierischen Körper geschiehet, welche in eine Fäulung übergangen sind; so ist es annoch nöthig, daß wir diese, ihrer innern Beschaffenheit nach, genau kennen, damit wir wissen, in welchen Boden sich eine jede Art derselben schicket. Denn gehen wir hierinnen nicht vorsichtig zu Werke; so sind nicht nur die Düngung, die darauf gewendete Zeit und Kosten vergeblich angewendet, und zwar, ohne den geringsten Vortheil dadurch zu erhalten; sondern die Grundstücken werden noch dazu um desto mehr verdorben, je geschickter die Düngung ist, eben diejenigen Fehler zu vermehren, welchen wir eigentlich abheifen sollen.

Daher muß man wissen, daß die Düngung oder der Mist von Menschen, Hühnern, Tauben, oder allem Federviehe überhaupt, von einer hitzigen Natur sey, und sich mithin vor einen ohnedem hitzigen Boden zur Düngung durchaus nicht schicke; sintemal dadurch die zuziehenden Früchte verbrannt werden würden. Die Ursache dieser Hitze, was die Menschen betrift, ist wol keine andere als der Genuß der vielen hitzigen Speisen und Getränke. Weil man nun Hühner, Tauben und anderes Federvieh mehrentheils mit harten Korn-Früchten, welche ungleich hitziger sind, als Gras, Heu, Stroh, u. d. gl. womit das Hornvieh und die Pferde gefüttert werden, nähret; so muß auch der Dünger von jenen ungleich hitziger seyn, als von diesen. Folglich schicket sich eine dergleichen Dün-

gung am besten vor kaltes, nasses und schweres Erdreich, welches dadurch eine gemäßigte Wärme bekömmt, ungleich trockener, und lockerer wird, so, als es der Wachsthum der Früchte nothwendig erfordert. Weil nun über dieses mit einer solchen Düngung die nöthige Menge der Nahrungsmittel verbunden; so ist auch klar, daß dieselbe einem Boden von der erwähnten Beschaffenheit sehr zuträglich sey.

Weil dahingegen der Schaaf- Kuh- und Pferdemist nicht so hitzig ist, so schickt er sich auch zu der Düngung vor hitzigere, ja alle Arten der Ländereyen, ungleich besser, als der vorhergehende: obgleich der Schaafmist noch der allerhitzigste unter allen von diesen erwähnten Art ist. Eben daraus ist auch klar, daß, wenn man alle die vorerwähnten Arten der Düngung, als Menschenkoth, Hühner- Tauben- Schaaf- Pferde- Kuhmist u. d. gl. unter einander mischet, daraus eine solche Düngung entstehet, welche sich vor alle und jede Grundstücken, von was für einer Art und Beschaffenheit sie auch immer seyn mögen, gar wol schicket; und zwar deswegen, weil durch diese Vermischung eine solche Düngung erhalten wird, welche vor die hitzigen Ländereyen so wenig zu hitzig, als die kalten zu kühl ist. Und eben hieraus ist auch ferner klar: daß, weil der Hofmist nichts anders, als eine Vermischung aller und jeder Arten des Mistes ist, derselbe auch von allen Haushaltungs-Verständigen zu allen Arten der Ländereyen gebraucht werde. Was endlich insbesondere den Hürdenschlag anbetrift, so ist derselbe allen und jeden Ländereyen überaus zuträglich, und zwar

1) deswegen, weil er dem Erdreiche sattsame Nahrung giebt, als auch

2) nicht von einer gar zu hitzigen Natur ist, und

3) durch den Erdboden vor allen übrigen Arten der Düngung besser verbreitet wird.

Was

Was das erstere und andere anbetrift, so ist selbiges aus dem vorhergehenden sattsam klar, das dritte aber erhellet daher, weil der von den Schaafen gehende Mist an sich

1) von der Beschaffenheit ist, daß er sich in die Grundstücken ungleich besser vertheilen lässet, als der lange Pferdemist,

2) auch der Urin, so wie er von denen auf den Acker liegenden Schaafen kömmt, sogleich in die Erde ziehet, ohne, daß er vorher seine Kraft im geringsten verloren hätte. Da nun dieses, wie sogleich mit mehrern erhellen soll, bey der Düngung überhaupt ein gar wichtiger Umstand ist; so siehet man auch hieraus, daß die Art und Weise der Düngung mit dem Hürdenschlage vor denen übrigen allerdings ihre Vorzüge habe.

Nachdem man die Beschaffenheit der Aecker sowol, als verschiedenen Düngungen untersucht, genau ausfindig gemacht und einer jedweden Art derselben vor einen gewissen Boden bestimmet hat; so ist annoch nöthig, daß man die Umstände des Mistes, unter welchen derselbe in die Erde gebracht werden, wie auch, auf was Art dieses geschehen muß, genau betrachtet. Denn

1) ist es eine ganz nothwendige Eigenschaft aller und jeder Düngung überhaupt, daß dieselbe gehörig kurz sey, damit sie mit dem Erdreiche durchgehends genau vermischt werden kann. Denn ist dieses nicht, so wird man das Getraide an einigen Orten gar zu stark und dicke wachsen sehen, dergestalt, daß es sich nicht gehörig ausbreiten kann; und dieses wird alsdenn so seyn, wenn während dem Pflügen der lange Mist den Saamen hie und da zusammen und auf einzelne Stellen geschleppet hat, dergestalt, daß einige unbesaamet liegen, und an andern derselbe, wie gesagt, zu häufig ist. Ferner, so entstehen auch daher aller-

ley Höhlen unter dem Erdreiche, in welchem sich das Ungeziefer aufhalten kann. Ist es also nöthig, daß der Mist gehörig kurz sey, so muß man ihn erst entweder auf dem Hofe, oder, weil hier das Salz und die Nahrung leicht verflieget, noch besser in einer Grube, recht rotten lassen: jedoch nicht so sehr, daß er ganz und gar verbrennet, sintemal sonsten die Salz- und Oeltheilchen aus demselben heraus gehen. Ist er nun von dieser Beschaffenheit, so bringet man ihn,

2) zu rechter Zeit, wenn er nämlich bald untergepflüget werden soll, auf den Acker, und streuet ihn, kurz vor dem Unterpflügen, aus einander. Wenn er aber erwähnter massen aus einander gestreuet ist, so darf man ihn nicht lange, etwa einige Tage, oder ganze Wochen liegen lassen; weil sonst diejenigen kräftigen Theile, welche die Nahrung des Landes befördern, daß sie gehörig in den Saamen eindringen kann, durch die Luft, Sonne oder auch den Regen verzehret werden, oder ausdünsten würden, dergestalt, daß die Düngung gar umsonst wäre.

Ausser denen Mistarten pfleget man auch das zu nächst unter der Oberfläche gelegene Erdreich, oder dasjenige statt einer Düngung zu gebrauchen, welches noch niemals die Nahrung oder Wachsthum befördert hat, und vermuthlich eben daher von dem Landmanne das todte Erdreich genennet wird. Diese Leute pflegen sich gemeiniglich sehr zu fürchten, dasselbe herauf zu pflügen: weil sie,

1) davor halten, daß es deswegen nichts tauge, weil es keiner Düngung theilhaftig geworden sey;

2) weil sie ohnfehlbar eben dasjenige befürchten, welches * Suilieres berichtet, daß es zuweilen wirklich geschiehet, nämlich, daß eine Art der rothen und untaug-

lichen

* Siehe die Agriculture experimentale. C. 2.

lichen Erde heraufgepflüget wird, welche den Acker auf eine lange Zeit verdirbet. Die mehresten Landleute halten also davor, daß alles, auf diese Weise herauf gepflügte Erdreich überhaupt nichts tauge; welches indessen ein Irthum ist; sintemal dasselbe ungleich besser ist, als dasjenige, welches gleichsam durch ein beständiges Bestellen abgenutzet ist, wo anders jenes nur eine Weile an der freyen Luft gelegen, von der Sonne, dem Schnee, Regen und übrigen Feuchtigkeiten vorher geschwängert und nachhero gehörig gedünget worden. Unter diesem todten Erdreiche aber verstehen wir kein anderes, als dasjenige, welches so nahe unter der Oberfläche liegt, daß sich die denen Früchten nöthige Feuchtigkeit, welche mit den ölichten Theilen aus der Düngung guten Theils vermischet worden, hinein gezogen hat, und in demselben stehen geblieben: welches denn die Ursache vornämlich ist, warum es nicht gedünget werden darf.

Was den Schlamm oder Moder an Gräben, Teichen, Sümpfen und Morästen betrift, so ist von demselben eben das zu verstehen, was wir oben von dem todten Erdreiche gesaget haben; vornämlich, weil ein jedweder leicht einsehen wird, daß diese Art der Düngung nichts anders, als ein wirklich todtes Erdreich, aber nur mit ungleich mehrern Feuchtigkeiten vermischet ist, als das vorerwähnte. In Betracht dieses einzigen Umstandes würde derselbe sich also am besten vor ein hitziges Land schicken. Da aber aller und jeder Schlamm, wie leicht zu erachten, eben sowol von einer verschiedenen Art seyn kann, als jegliche andere Erde; so hat man auch hierauf zu sehen und genau zu untersuchen, ob der Boden wo der Schlamm gegraben worden, schwer, leicht, kalt, hitzig, fest oder locker sey, u. s. f. Da man denn bey der Düngung mit demselben eben so ver-

verfahren muß, wie wir solches bereits im vorhergehenden von der Düngung überhaupt angezeiget haben. Uebrigens ist bey dieser Art der Düngung annoch zu merken, daß sie alsdenn am besten zu gebrauchen ist, wenn sie etwan ein Paar Jahre oder länger in der freyen Luft gelegen hat. Denn weil diese Erde mit Kräutern und kleinen Thierchen angefüllet ist, so wäre, wenn man sogleich damit düngen wollte, zu besorgen, daß man den zu düngenden Boden entweder mit Unkraute, schädlichen Insecten oder beyden zugleich anfüllete: welches aber alsdenn nicht besorgt werden darf, wenn man sie so lange liegen lässet, bis beyde, sowol die kleinen Unkräuter, als Gewürme, verrottet sind; da sie alsdenn der Düngung nicht nur nicht mehr schädlich sind, sondern dieselbe zugleich mit vermehren müssen: sintemal alle verfaulten Thiere sowol, als Kräuter überhaupt, zum Düngen gebraucht werden können. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen. Denn die in dem Wasser befindliche Insectenkraft, welche die eigentliche Nahrung der Gewächse ist, wird dadurch vermehret. Daß aber eine solche erwähnte vor der Zeit gebrauchte Düngung eine Menge von Gewürmen hervorbringet, welche allen und jeden Früchten überhaupt sehr schädlich sind, darüber würden sich verschiedene sonst geschickte Oeconomen alsdenn eben nicht wundern, wenn ihnen bekannt wäre, daß nicht nur die flüßigen Wesen, das allerreineste Wasser nicht ausgenommen, überhaupt, so wie alle gefäulten Feuchtigkeiten, als Schlamm, Moder, Gassenkoth u. d. gl. mit einer unzähligen Menge von Gewürmen, sondern alle und jede dieser faulen Feuchtigkeiten, allemal um desto häufiger damit angefüllet sind, je nachdem der Grad der Fäulung stärker ist; dergestalt, daß, wenn derselbe auch nur mäßig ist, das ganze flüßige Wesen von Thieren gleichsam lebt: wie solches bereits oben angezeiget worden. Was

Was die Wicken anbetrift, welche man auf die Aecker säet, sie etwa eine Hand hoch über die Erde wachsen lässet, und nachher unterpflüget; so ist leicht zu erachten, daß dieselben füglich eine Düngung abgeben können: weil alle verfaulten Gewächse überhaupt düngen; welches aus dem Beyspiele der Hölzungen, Aenger und Wiesen erhellet, welchen die verfaulten Blätter, Kräuter und das Gras zu einer beständigen Düngung dienen, obgleich niemals einiges Vieh an dergleichen Oerter kömmt, dessen Mistung die Ursache des Düngens zugeschrieben werden könnte. Woraus denn erhellet, daß die Düngung überhaupt, vornämlich aber die von der Natur selbst verursachte, ein wahrhafter und zwar vor andern ziemlich enger Zirkel derselben sey.

Was den Mergel anbetrift, so müssen wir von denselben etwas ausführlicher reden; vornämlich da er, wegen seiner verschiedenen Natur, öfters am unrechten Orte gebraucht werden könnte. Die Erklärung, welche uns der ehemalige berühmte Leibarzt und Brunnen-Doctor in Pyrmont, Seip, in seiner Abhandlung vom Mergel giebt, ist folgende: "Es ist ein kalkartiger und kreidenhafter, "harter und schwerer Stein, welcher zugleich sehr "porös ist, oder viele zarte Zwischenräumchen hat: "Er lässet das Wasser durch, ziehet alle Feuchtig"keiten an sich, verwittert in freyer Luft, und zer"fällt darinnen erst in kleine Steine, allmählig aber "und in Länge der Zeit in zarte Erde."* Wenn wir aber die sehr vielen Arten des Mergels betrachten, welche in

* Ob man gleich, so viel ich weiß, in den hiesigen Landen keinen Mergel antrift, so habe ich dennoch davor gehalten, daß es dem Landmanne nicht unangenehm seyn könne, wenn er zugleich erfahre, daß man in andern Ländern noch andere Arten Dünger habe, dadurch man sein Land verbessere.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0069
DFG

in verschiedenen Gegenden angetroffen werden; so bemerken wir, daß dieselben erstlich der Farbe nach verschieden sind, indem es gelbe, blaue, grüne und andere Arten giebt; über dieses so sind sie auch von verschiedener Beschaffenheit, in Betracht der Trockenheit und Feuchtigkeit, Sprödigkeit und Zähe, Leichtigkeit und Schwere, alle aber kommen darinnen mit einander überein, daß, wenn sie im Wasser aufgelöset werden, man einen so reinen Schlam erhält, welcher überaus zart und von aller steinigten und fremden Materie überhaupt rein, oder eine vollkommen lockere und reine Erde ist. Ziehen wir nun noch ferner in Erwegung, daß sich der Mergel vielfältig an den Orten in hohlen Wegen, ausgeflossenen Stellen oder überhaupt da ansetzet, wo das Wasser mit grosser Heftigkeit herfliesset, wenn es mit der lockern Erde angefüllet und von derselben trübe, und eigentlich der Satz von diesem trüben Wasser ist, welcher nothwendig von allen Steinen, schweren und fremden Materien vollkommen gereiniget seyn muß; so können wir den Mergel nicht anders erklären, als daß er das vornehmste Erdreich, oder gleichsam nichts anders, als die Essenz von einer jedweden Erde ist. Dieses wird dadurch noch mehr wahrscheinlich, weil der Mergel unter dem lockern und sandigen Boden am meisten gefunden wird: wohin er denn ohnfehlbar von der Natur auf die Weise gebracht und gleichsam geführet worden ist, indem der Regen eben dieses gar zarte Erdreich mit sich nach und nach von der Oberfläche des Bodens weiter in die Erde herunter geführet hat. Weil es nun vermöge dieses, was wir eben gesagt haben, möglich ist, daß er aus einer jedweden Art Erde entstehet, so muß er auch eben wie diese von verschiedener Beschaffenheit, das ist, kalt, feucht, hitzig, trocken, leicht und schwer seyn. Mithin

hat

hat man auch bey ihm, wenn er zum Düngen gebraucht werden soll, eben diese Eigenschaften zu suchen, daß man nämlich einen Mergel von derjenigen Beschaffenheit erwähle, welche der fehlerhaften Beschaffenheit des zu düngenden Bodens genau entgegen ist.

Vom nützlichen Gebrauch des überflüßigen Obstes.

Ohnerachtet es in Niedersachsen eine der geringsten Bemühungen der Landleute ist, die Felder mit Obstbäumen zu besetzen, so sind manche Gegenden doch oftmals so sehr damit gesegnet, daß beyde, Aepfel und Birnen, zuweilen in nicht geringer Menge unter den Bäumen faulen und von den Schweinen verzehret werden. Man findet solches vornämlich in einigen Gegenden des Elbstroms, und rühret von dem Mangel des Absatzes des Obstes her, dadurch es denn zum trocknen zu viel wird.

Die Liebe zum allgemeinen Besten beweget mich, zu erinnern, daß man in den Gegenden des Rhein- und Maynstromes, in welchen die Einwohner beynahe alle Strassen und auch ganze Felder mit Obstbäumen besetzen, von dieser Verlegenheit sehr weit entfernet sey, und daß man daselbst recht trinkbaren Wein und den besten Cyder-Eßig daraus zu machen wisse.

Zum Obstwein nimt man nur allein Aepfel und keine Birnen. Man quetschet solche in einen Trog mit einem hölzernen Stösser, und presset solche in einer Kelter so sehr aus, daß der Saft gänzlich heraus läuft.

Dieser Saft wird in einem reinen Weinfaß in dem Keller so verwahret, daß der Spunt nicht zu feste eingeschlagen wird; denn sonsten ist das Faß bey der Gährung des Mostes in Gefahr zu springen. Wenn der Most gegohren hat, welches im Monat November geschiehet, so wird der klare Wein von dem trüben Satz abgestochen und in ein anderes reines Weinfaß gethan. Man hält das Faß wohl zu, und da der Wein einzehret, so muß man denselben alle 14 Tage entweder mit dergleichen, oder mit unverfälschtem Traubenwein, auffüllen.

Dieser Wein wird gleich nach der Gährung trinkbar; lässet man ihn aber auf dem Lager, so wird er, je länger, je besser.

Eben so wird der Most zu Eßig gekeltert; nur mit dem Unterschiede, daß auch Birnen mit Aepfeln vermischt werden können, und daß die Fässer mit dem Most oder Cyder nicht im Keller, sondern in der Wärme gelagert werden, da sich denn die Säure nach und nach einfindet. Am geschwindesten gehet es aber, wenn man solche Fässer haben kann, die schon mit gutem Eßig angefüllt gewesen sind.

Ich kann das Maaß des Obstes nicht genau bestimmen, mich dünkt

dünkt aber, daß ohngefähr 20 gehäufte Himbten Braunschw. Maaß hinlänglich seyn werden, um 40 Stübchen Most auszupressen.

Es dienet auch denen, die nicht viel Obst haben, und welche nicht gerne die Kosten zu einer Kelter anwenden wollen, zur Nachricht, daß ich auf eine unvermuthete und vielleicht nie probirte Art Eßig gemacht habe.

Meine ganze Länderey bestand in einem mittelmäßigen Obstgarten. Der Segen war so groß, daß ich alles Obst in meiner eingeschränkten Haushaltung nicht zu gebrauchen wußte. Meine Nachbaren hatten gleiches Glück. Folglich war kein Geld dafür zu hoffen. Ich ließ mir also für 2 Rthlr. einen kleinen Handkelter verfertigen, und machte den Anfang zum Keltern. Das Obst wurde zerquetschet, und verschiedene Gefässe damit angefüllet. Ganz dringende Geschäfte riefen mich von dieser Arbeit ab. Das gequetschte Obst kam in Gährung; und als ich nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Tagen darnach sahe, so fand ich es verfault und zum Keltern untüchtig. Ich fand aber auch zugleich, daß sich der Saft von dem Mark getrennet hatte, und zwar so, daß dieses oben, und jener unten gesamlet war. Also bohrte ich unten ein Loch, zapfete das Klare ab, brachte es in ein Faß, und nachdem dieser Most, wie oben gedacht, zu Ende des Novembers abgestochen war, bekam ich sechs Ohm Cyder-Eßig, der den folgenden Sommer recht nach Wunsch gerathen war.

Solte jemand in Ansehung des Obstweins zweifeln, ob das Obst in hiesigen Landen, so, wie in der Gegend des Maynstroms, die gehörige Reife erlange, so weiß ich aus eigener Erfahrung, daß das Obst hinlänglich gut wird, wenn man es nur so lange an den Bäumen läßt, bis solches einen ziemlichen Frost ausgehalten hat.

Die Birnen können auch auf folgende Art genutzet werden. Man nimt den Saft davon, der nach obiger Art frisch ausgepresset wird. Diesen läßt man in einem Kessel um zwey drittheil einkochen, so, daß er als ein Syrop wird. Wenn er diese Consistenz hat, so werden nach Proportion ganze oder durchgeschnittene geschälte Birnen hinein geworfen, welche so lange mitgekocht werden, bis der Saft seine vorige Consistenz, nämlich als Syrop, bekömt. Alsdenn wird der Saft nebst den Birnen, welche ganz bleiben, in glasürte oder auch andere irdene Gefässe gethan, und so man will, ganze Jahre conserviret.

Gesetzt aber, daß etwas dabey versehen, und daß der Saft mit den Birnen nicht genungsam gekocht hätte, so darf man nur bey Vermerkung des geringsten Schimmels, die Gefässe so lange in einen Backofen setzen, bis sich oben eine ziemlich feste Rinde formiret hat.

Endlich ist bey dem Aepfelwein noch zu erinnern, daß, wenn etwas dabey versehen seyn solte, noch allemal, und zu allen Jahrszeiten Eßig daraus gemacht werden kann.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0072
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Achtzehntes Stück.

Eingeschicktes Schreiben, betreffend die Stallfutterung.

Mein Herr!

Ich will meine Zuschrift nicht mit einem Lobe Ihres Unternehmens anfangen. Es muß Ihnen schon ziemlich gewöhnlich seyn, dergleichen schriftliche oder mündliche Höflichkeitsbezeugungen zu erhalten. Ich will mich alsofort meinem Zwecke nähern, und Ihnen sagen, daß mir zwar Ihr sechstes Stück, und die darin enthaltene Abhandlung von der Stallfütterung besonders wohl gefallen habe: Doch aber noch ein Vortheil derselben, welcher hauptsächlich empfohlen zu werden verdienet, ausgelassen zu seyn scheine. Ich habe denselben zwar schon in dem Hannöverischen Magazin, vom Jahr 1767, S. 1426 vorstellig gemacht; weil es aber das Ansehen gewinnet, als ob dies Blatt Ihnen unbekannt geblieben seyn müsse *, weil Sie sonst nicht ermangelt

S

* Von dem Hannöverischen Magazin, das ich selbst nicht besitze, habe bisher nur die vier ersten Jahrgänge gelesen, und ich würde es gewiß nicht unterlassen haben, aus dem fünften Jahrgange einen so

gelt haben würden, den Inhalt desselben Ihren Lesern vermittelst eines Zusatzes, oder einer Anmerkung mitzutheilen; so glaube ich, Ihnen sowol, als manchem von Ihren Lesern, einen Gefallen zu thun, wenn ich denselben in dieser Zuschrift wiederhole. Er bestehet, kurz zu sagen, in der mehreren Sicherheit des Viehes, sonderlich aber der milchenden Kühe (denn alles Hornvieh auf dem Stalle zu futtern, würde vielen schlechterdings ohnmöglich seyn) vor der nun so lange schon graßirenden Seuche.

Man ist über die eigentliche Ursache derselben noch nicht völlig eins. Einige schreiben sie der ausserordentlich feuchten, und mehr kalten, als warmen Witterung zu, die wir seit vielen Jahren, des Sommers über, gehabt haben. Andere aber glauben, daß sich gewisse giftige Theilchen in der Luft befinden, die sich dem Körper mittheilen; es sey nun, daß sie durch die zurückführenden Schweißlöcher in den Körper dringen, oder, bey dem Athemholen, in die Lunge, und von da ins Geblüte gehen, oder, aufs Gras und Wasser fallen, und solchergestalt durch Speise und Trank in die Gedärme geführet worden.

Die nasse und kalte Witterung ist dem Vieh allerdings schädlich, ja! oft gar tödtlich. Man hat beym Aufhauen des verreckten Viehes viele gefunden, die inwendig voller Würmer gewesen, und wahrscheinlicher Weise an den Würmern gestorben sind. Und dieser ihren Tod wollte ich hauptsächlich wol von der nassen und kalten Witterung herleiten.

Allein die meisten tödtet ohne Zweifel doch wol ein giftiger

wichtigen Vortheil der Stallfutterung nachzuholen, so bald ich solchen zur Durchsicht erhalten hätte. Indessen bin ich dem Herrn Verfasser dieses Schreibens dafür gehorsamst verbunden, daß er Sich selbst die Mühe nehmen wollen, mir diese wichtige Anmerkung gütigst mitzutheilen.

giftiger Dunst in der Luft, der ihnen auf eine, oder andere, oben angeführte Art und Weise zugeführt wird.

Es sey aber die wahre Ursache dieser Seuche, welche von beyden es wolle; so ist doch gewiß, daß, wenn die Kühe nicht auf die Weide getrieben, sondern auf dem Stalle gefuttert werden, sie vor der tödtlichen Seuche mehr gesichert sind.

Denn wie die nasse und kalte Witterung ihnen im Stalle eben nicht sehr schaden kann; so können auch die giftigen Partikeln, wenn die Luft damit angefüllet ist, ihnen sich im Stalle so leicht nicht, als auf freyem Felde, mittheilen.

Dies ist keine blosse und müßige Speculation, sondern eine Anmerkung, die die Erfahrung auf ihrer Seite hat.

In einem gewissen Dorfe fiel fast alles Vieh. Der Prediger aber, der, nach dem Vorschlage des bekannten Hausvaters, angefangen hatte, seine Milchkühe auf dem Stalle zu futtern, behielt dieselben lebend und gesund.

Wie aber? wenn die Gifttheilchen der Luft aufs Gras fielen, vermittelst der Nahrung in den Magen, und durch den Milchsaft ins Geblüte gingen? So würde doch bey der Stallfutterung nicht mehrere Sicherheit seyn, als bey dem Gehen der Kühe auf der Weide!

Diese Bedenklichkeit aus dem Wege zu räumen, muß man merken:

1) Daß dergleichen Dünste, grössesten theils des Nachts oder früh Morgens und spät Abends fallen; und

2) daß die Hitze der Sonne sie Vormittags ziemlich wieder zerstreue und verzehre. Wenn nun ein Hausvater davor sorget, daß das Gesinde, welches Gras für die Kühe mähen und einbringen soll, solches nicht anders, als Nachmittags, und wenn die Sonne sich zu neigen anfängt,

thun; so wird er für seine Kühe, auch von dieser Seite her, nicht leicht etwas zu besorgen haben.

Gesetzt aber, daß diese Anmerkung ihre Richtigkeit hat, wie ich mich denn würklich davon überzeugt halte; so kann denjenigen, welchen milchende Kühe unentbehrlich, oder sonst doch sehr nützlich und vortheilhaft sind, wol nichts mehr und angelegentlicher, als die Futterung derselben auf dem Stalle, empfohlen werden.

Ich höre, mein Herr! Sie wollen künftiges Jahr gleichfalls anfangen, ihr Vieh auf dem Stalle zu futtern. Es ist mir solches um mehr als einer Ursache willen, sehr angenehm. Beschreiben Sie uns demnächst in diesen Blättern * das ganze Verfahren, das Sie dabey beobachten. Rechnen Sie uns aber auch Ihre Vortheile in demselben aufrichtig vor. Wenn diese, wie ich nicht zweifele, sehr erheblich sind, und die mehrere Mühe (denn die ist ohnläugbar) hinlänglich belohnen; so wird es in Ihrer Nachbarschaft nicht an Leuten fehlen, die Ihrem Beyspiele nachfolgen. Ich bin übrigens stets

Mein Herr!

Dero

St **. ergebenster Diener

den 4ten October,

1768. P. H. J **.

* Ich werde nicht unterlassen, alles ganz genau zu bemerken, was bey der Stallfutterung von mir beobachtet wird, und solches demnächst, samt den davon erhaltenen etwanigen Gewinn oder Verlust aufrichtigst beschreiben.

Ein

Ein anderes Schreiben, vom Anbau des so genannten Egyptischen Korns.

Mein Herr!

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen von einer Art Korn Nachricht zu ertheilen, das sich ausserordentlich vermehret, und überlasse es Dero Gutachten, ob Sie durch Ihre beliebte öconomische Blätter solches weiter bekannt zu machen belieben wollen *.

Es ist dies das so genannte Egyptische Korn. Meinem Urtheile nach ist es eine Mittelart zwischen Rocken und Waitzen. Es ist brauner, als Rocken, und die Körner sind dicker, etwas länger aber, und dünner als Waitzenkörner.

Dies Frühjahr erhielt ich von einem grossen Gönner durch einen hiesigen Freund etwas von diesem Korn, damit einen Versuch zu machen. Es wurde auf ein Garten-Beets dreyßig Fuß lang, das das Jahr zuvor mäßig gedünget war, den zweyten May in drey Reihen einen Fuß weit von einander gelegt. Den eilften desselben Monats fieng es an zu laufen, und wuchs bald fort. Als es vor dem Schossen stand, da schon die Aehren in den Kolben waren, frassen es die Schaafe rein ab, die durch Nachlässigkeit des Gesindes in den Garten gekommen waren.

Dem ohngeachtet trieb es gleich wieder, neue Stengel und neue Aehren, die ich den neun und zwanzigsten

* Dergleichen practische Beobachtungen können allen Lesern dieser Schrift nicht anders, als besonders angenehm seyn. Ich werde solche allemal vorzüglich zum Druck befördern, und sie gemeinnützer zu machen suchen. Dem Hrn. P. statte ich hiermit für diesen Aufsatz den verbindlichsten Dank ab, und bitte Ihn, diese Schrift noch mehrmalen mit einem oder dem andern gütigen Beytrag zu bereichern.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0077
DFG

August, da sie reif waren sorgfältig abschnitte. Es hat dies Korn vornämlich an sich, daß es aus einem Saamen-Korn viele Stengel und Aehren treibt. Ich zählte sie genau, und fand vier und zwanzig, bis dreyßig und vierzig, ja! an einem Stamme gar sechs und vierzig Aehren. Um den Belauf meiner kleinen Erndte genau zu wissen, zählte ich die Aehren und fand in allen acht hundert und funfzig, von denen einige dreyßig, funfzig, ja! eine sechs und siebenzig Körner in sich hielte. Ich ließ es, nachdem es recht trocken war, dröschen, und erhielt drey Pfund und drey Loth rein Korn nach accuratem Silbergewichte. Hiervon nahm ich neunzig recht volle Körner, als den Belauf der Einsaat, und wog sie. Ihre Schwere war dreyviertel Quentlein. Es hat also dieses Korn dem Gewichte nach, sich fünfhundert, acht und zwanzig fältig vermehret *, wie folgende Ausrechnung zeiget:

3 Pf. 3 Loth
32
99 Loth
4 Q.
396 — 1/4
3/4 3)
132
4
528 fältig.

Künftiges

* Es ist wol kein Zweifel, daß dieses Korn noch weit ergiebiger gewesen seyn würde, wann die Schaafe nicht darüber gekommen wären. Hätte man gleich nicht mehr Aehren angetroffen, und wäre auch gleich das Korn selbst nicht vollständiger gewesen, so ist doch glaublich, daß man alsdenn mehrere Reihen Korn in den Aehren würde gefunden haben. Denn bey diesen Aehren trift man 5, 7 bis 9 Reihen Korn an.

Künftiges Jahr will ich versuchen, ob es auch im Aussendeich (wo bey stürmischen Wetter oft saltz Wasser übergehet) sich wohl arten solte. Meinem Bedüncken nach wird dies Korn, wenn es erst bekannter worden, seine Stelle eben so reichlich, und noch reichlicher verschulden, als das, seit einigen Jahren, hier erst bekannter und gemeiner gewordene Rapsaat *, welches jetzt für unser Land schon jährlich ein ansehnlicher Zweig des Handels und Gewinnstes ist. Ich schliesse mit der Versicherung meiner völligen Ergebenheit, mit der ich bleibe

Ew.

B **. gehorsamer Diener

P **.

P. S. An einem benachbarten Orte hat jemand von diesem Korn so viel gesäet, als er in beyden Händen zusammen halten können, wovon er sieben Spint oder Viertel Himbten geärndtet, die künftiges Jahr in hiesiger Gegend gesäet ** werden. In kurzen muß das Korn hier, dem Anscheine nach, ziemlich Gänge werden.

Vom Gebrauch und Nutzen der Oelkuchen.*

Durch Oelkuchen verstehet man die trockenen Hülsen des Rabsaats oder Rübsaamens, aus welchem das Oel

 heraus-

* Mögte es dem Herrn P. gefällig seyn, einmal zu beliebiger Zeit den Bau des Rapsaats zu beschreiben, und mir solches zum Druck mittheilen, so würde er mich und viele Leser sich dadurch höchst verbindlich machen.

** Es wäre zu wünschen, daß man von diesen eingeärndten sieben Spint nur ein kleines Theil zur Mühle bestimmete, um zu sehen, wie das Mehl davon beschaffen sey. Man hat hier das Vorurtheil, daß es zum Brodte nicht tauglich seyn solle. So bald dasselbe gehoben würde, mögten viele Landleute nachfolgen, dieses Korn zu bauen.

* Diese und die folgende Abhandlung von der Kälberzucht sind mir eingehändiget worden, ohne daß es dem Herrn Verfasser beliebet

herausgepreßt ist, und welche durch das gewaltsame Pressen und Schlagen in eine gewisse Form gebracht werden. Ihre Gestalt ist diese: sie sind vierzehn Zoll lang, an dem einem Ende sieben, und an dem andern sechs Zoll breit, dreyviertel Zoll dick. Ein Oelkuchen wiegt zwey Pfund, auch bisweilen noch vier bis sechs Loth mehr, wenn er frisch ist. Fünf und zwantzig Stück kosten in Friederichstadt an der Eider, auf der Mühle zehn Lübschillinge. Wenn man diese Kuchen fürs Vieh, das auf dem Stall steht, brauchen will; so gießt man kalt Wasser darauf, und läßt sie in einer Tonne vier und zwanzig Stunden stehen, so lösen sie sich auf, und man kann sie alsdann dem Vieh sehr bequem unter das Tränckwasser mischen. Im Anfange will das Vieh nicht daran, allein nach Verlauf von drey Tagen ist es eben so begierig darnach, als es anfänglich einen Abscheu dagegen bewiesen.

Der Nutzen ist sehr ausgebreitet, denn sie reinigen das Vieh, und dienen auch zur Nahrung. Denen Pferden dienen sie besonders vor Weinachten. Giebt man ihnen solche zerstossen unter den Heckfel, wenn sie spät im Herbste von der Weide genommen werden, wie es mit Zugpferden gewöhnlich ist; so werden sie durch den Gebrauch der Oelkuchen, von dem aufgesammelten Ansatz zum Kropf, und andern bösen Feuchtigkeiten gereiniget, sie nehmen gut zu, und kommen bey einem mäßigen Futter zurecht gutem und brauchbarem Fleische. Sollen aber Zugpferde früh im Frühjahre

hätte, sich mir bekannt zu machen. Wie ich nun demselben für die gütige Mittheilung derselben gar sehr verbunden bin, so ersuche ich Ihn hiermit inständigst, sich mir gütigst zu erkennen zu geben. Solte es Ihm fernerhin gefällig seyn, mir seine Erfahrungen in der Landwirthschaft gütigst zuzuschicken, so werde ich dieselben nicht nur sehr gerne annehmen, sondern auch, so bald, als möglich ist, einrücken lassen.

Frühjahre viele Pflugarbeit thun, und man kann alsdenn keinen Habern dabey futtern; so ist rathsamer, daß die Oelkuchen nach Weinachten nicht weiter gebraucht werden. Denen fruchtbaren Mutterpferden muß man im Herbste sparsamer davon geben, damit die Frucht nicht abgetrieben werde, allein fünf bis sechs Wochen, ehe sie werfen sollen, ist der Gebrauch der Oelkuchen ganz sicher und nützlich. Das Werfen wird erleichtert, bringen grosse Füllen, sie haben viele und nahrhafte Milch, und werden auch nach dem Werfen gleich rein.

Für das Hornvieh ist der Nutzen von den Oelkuchen allgemeiner. Dem unbefruchteten Vieh kann man von diesem Getränke, den ganzen Winter hindurch, in ziemlich starker Maasse geben, nämlich: auf ein Stück von drey Jahr und darüber, in einer Woche drey Kuchen gerechnet. Kälber von zwey Jahren rechnet man auf die Hälfte, da solches Vieh, ausgenommen die Kälber, den ganzen Winter mehrentheils bey Stroh stehet, das Stroh aber sehr oft Verstopfungen, wenigstens einen harten Leib verursachet; so wird dieser Beschwerde durch den Oeltrank abgeholfen, indem er eine eröfnende Kraft hat, aber nicht allein dieses, sondern solches mageres geht mit mehrerem Fleische auf die Weide, wenn es den Winter über von dem Oeltrank getrunken, als wenn es ohne demselben bey Stroh und Wasser gestanden.

Mit dem befruchteten Hornvieh oder Kühen, die da kalben sollen, verfährt man, in Hinsicht des Gebrauchs der Oelkuchen, eben so, wie vorhero bey den Mutterpferden ist erinnert worden.

Wenn man eines harten Winters halben, oder daß viel Schnee fällt, genöthiget ist, die Schaafe im Hause zu halten; so ist der Gebrauch der Oelkuchen ein herrliches

Mittel sie zu erhalten. Die Erfahrung hat solches im vorigen Winter bestätiget. Da überall viele Schaafe wegfielen; so blieben diejenigen gesund, stark, und brachten gute Lämmer, denen die Oelkuchen auf folgende Weise gegeben worden: Man zerstieß die Oelkuchen, so gut man konnte, streuete auf das zerstossene etwas weniges Schwein- oder Graupenmehl, und setzte solches den Schaafen trocken vor. Sowol alte als junge fressen solches mit einer grossen Begierde. Es wäre zu wünschen, daß der Gebrauch der Oelkuchen stärker wäre, man würde sich wohl dabey befinden. In den Marschgegenden, wo eine starke Heuwindung, ist er nicht so nothwendig, ausgenommen bey den Schaafen, allein auf der hohen Geest, wo man kein Wischland antrift, die Heuwindung geringe ist, hingegen viel Stroh gefuttert wird, könnte man sich dieser Oelkuchen mit grossem Nutzen bedienen*.

Von der Kälberzucht.

Welche eine gefährliche Sache das Aufziehen der jungen Kälber sey, ist bey denen, die damit umgehen, etwas sehr bekanntes. Es geschieht sehr oft, daß ein Kalb von vier bis neun Tagen ein Paar dicke Beine vorzuweisen hat, und denn innerhalb vier und zwanzig Stunden stirbt. Wie der Aberglaube noch in diesen Nordischen Gegenden besonders stark herrschete, wußte man verschiedene Ursachen von

* In Ermangelung der Oelkuchen vom Rabsaat, bedienet man sich auch der Leinkuchen, aus welchen der Leinoel gepresset worden. Nur sind sie für die Milchenden Kühe nicht anzurathen, weil die Milch leicht darnach zu schmecken pfleget. Auch mästen sie das Vieh und besonders die Schweine sehr geschwinde, aber das Fleisch wird davon ganz ungeniesbar und wiederlich.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0082
DFG

von dem jähen Tode der Kälber anzugeben. Bald suchte man dieselbe in dem neidischen Herzen einer bösen Nachbarin, die mehr als Brod essen könnte und die also ihre vermeintliche böse Kunst an einem Kalbe sehen liesse. Bald glaubte man, daß der Platz im Hause, wo ein Kalb angebunden stand, etwas dazu beytrüge, und vor andern unglücklich sey, deswegen man ihn verändern müßte, um den bewohnern der Unterwelt nicht beschwerlich zu fallen, und der Rache zu entgehen, welche die Klimmischen Unterthanen von einem Kalbe nehmen konnten. Heut zu Tage glaubt man dieses nun zwar nicht, allein man behauptet doch, daß eine gute Hand und gutes Glück, (man mögte lieber sagen, viele Vorsichtigkeit) erfordert würde, junge Kälber glücklich aufzuziehen. Es ist nicht zu leugnen, daß die gute Hand, und das gute Glück, nicht nach dem Aberglauben schmecken sollte, ob man es gleich nicht zugeben will. Die Vorsichtigkeit ist aber die Hauptsache, worauf alles ankommt, und äussert sich dadurch: theils, daß man zusehe, daß sie nicht auf einmal in die Milch hinein plumpen, und sich also übersaufen, als woher eigentlich die dicken Beine kommen, * und der Tod darauf folget. Dieser Gefahr kann man entgehen, und hat die Vorsicht nicht nöthig,

* Es geschiehet nicht selten, daß die Kälber, wenn die Magd, welche sie tränket, solche zu begierig saufen läßt, da sie dieselben doch lieber bey den Ohren heraus ziehen und inne halten lassen sollte, sich versangen. Sie bekommen darauf einen Durchfall, geben einen häßlichen Geruch von sich, und werden so träge, daß sie keinen Fuß bewegen mögen. Man entzieht ihnen alsdenn das Getränke, wenigstens auf ein Paar mal des Tages, läßt sie aus dem Koben, und auf der Diehle oder Hofstelle einige Zeit des Tages lose herumgehen, zwinget sie auch allenfalls mit einigen Schlägen zum Springen, dazu sie sonst keine Lust haben würden, und bewürket dadurch die Besserung desselben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0083
DFG

nöthig, wenn man die Kälber von ihren Müttern saugen läßt. Zu solchem Ende ist nöthig, daß man die neugebornen Kälber, so gleich, wie sie sind, den Kühen vorlege, damit sie solche selbst reinigen, ihre Kälber kennen lernen, und solche nachhero ohne alle Weigerung saugen lassen. Man macht zwar gegen diesen Vorschlag allerley Einwendungen, allein sie sind alle ohne Grund. Man sagt z. E. die Kühe werden hernach hart zu milchen. Die Erfahrung weiß hiervon nichts, und es ist auch unmöglich, denn welcher Magd Hand kann den Kühen auf eine so sanfte, und mit einem beständigen Ziehen begleitete Art, denen Kühen die Milch nehmen, als ein Kalb. Man wendet ein: die Kühe tragen eine schiefe Euter davon, wenn sie nämlich mehr Milch geben, als ein Kalb zur zeit braucht. Man antwortet: dem kann vorgebeuget werden, wenn die Magd, so bald das Kalb gesäuget hat, sich hinsetzet, und die übrige Milch abmilchet, alsdenn wird die Euter gerade. Man wendet ein: es ist so viele Mühe damit verbunden. Die Mühe spahret ein guter Oekonom nicht, wenn er sich einträgliche Vortheile in seiner Haushaltung versprechen kann. Ohnehin, so betrift diese Mühe die ersten drey bis vier Tage, nachhero weiß jedes Kalb seine eigene Mutter, wenn deren noch so viel sind leicht zu finden, und wenn es satt ist, sucht es den Stall von selbst, daraus es gelassen ist. Säugende Kälber, die also dreymal des Tages, nach den Gesetzen der Natur, ihre Nahrung selbst nehmen, können sich nicht übersaufen, weil die Milch ihnen nach gerade zufließt; man hat bey ihnen keine dicke Beine zu befürchten, noch, daß sie aus der Ursache dahin fallen und sterben.

V. Von

V. Von Wartung der Pferde, die zu den Arbeiten bey der Landwirthschaft gebrauchet werden.

Ohne Zweifel ist das Pferd eines der nützlichsten Geschöpfe, die wir haben, und daher der Mühe wohl werth, daß man auf die Gesundheit desselben aufmerksam sey. Man mag wol eine besondere Achtung für dieses edle Thier haben, und es seine beständige Bemühung seyn lassen, ihm seine nothwendige Dienstbarkeit so leicht und so bequem zu machen, als es nur möglich ist.

Pferde sind von Natur Liebhaber der Freyheit, und wir müssen ihnen aus Dankbarkeit so viel davon vergönnen, als mit der Arbeit bestehen kann, die wir vernünftiger Weise von ihnen erhalten wollen.

Die meisten Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen von dem gar zu grossen Zwange, worinnen sie gehalten werden. Was kann härter seyn, als daß man sie, nach einer Arbeit von acht oder neun Stunden, mit einem Halfter in einem Stalle, nicht mehr als vier Fuß breit, und vielleicht sieben oder acht Fuß lang, anbindet, und sie daselbst den übrigen Tag und die Nacht vollends bleiben? Würde ihnen hingegen ihre Freyheit, oder wenigstens ein billiger Theil derselben zugestanden, so würden

den sie sich weit hurtiger von ihrer Abmattung erholen, und einer viel bessern Gesundheit geniessen.

Dies geschieht würklich, wie die Erfahrung zur Gnüge bestätiget. Ein gewisser Landmann hält seine Pferde niemals in einem Stalle eingespärret, weder im Winter, noch im Sommer, und findet grossen Vortheil von dieser Gewohnheit. Denn seinen Pferden fehlet selten etwas; sie sind weder dem Husten noch Schnupfen unterworfen, noch sonst einer andern Krankheit *, und dauren ihm mehr Jahre, als seinen Nachbarn.

Er hat zwey Felder nahe an seinem Hause, und einen Stall, der so gebauet ist, daß man daraus gleich in jedes Feld kommen kann. In diesen Bezirken läßt er seine Pferde wechselsweise in jedem ein Jahr lang auf einmal herumlaufen; und hat stets eines von den Feldern entweder mit Waitzen oder Gersten bestellet, mit welchen beyden Saaten er etwas weniges Klee aussäet; auf welche Art sie sich gut verzinsen. Er

* Eben da ich dieses schreibe, finde ich mich mit einem Briefe von dem Hrn. Miltz, Amtsvogt zu Bahrenburg, und Mitgliede der Königl. Großbritannischen Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirthschafts-Gesellschaft beehret. Er hat demselben ein Stück des Zellischen Haushaltungs-Calenders von diesem Jahre beygeleget, in welchem, am Ende desselben, auf Verlangen des Publicums, statt der sonst gewöhnlichen Historien einige nützliche Landwirthschaftssachen beygefüget sind. Diese betreffen Theils einige, in die eigentlich so genannte Haushaltung einschlagende Dinge; Theils das Beste des Viehes, und enthalten Mittel, die in diesen oder jenen Krankheiten nicht ohne Nutzen zu gebrauchen sind; Theils aber gehen solche auch auf die bessere Cultur des Landes.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0086
DFG

Er verläßt sich nicht sehr viel auf das, was seine Pferde von dem Klee abfressen; wiewol es ihnen einige Dienste leistet. Denn sie werden stets ordentlich Winters und Sommers, im Stalle gefuttert.

Ihr gewöhnliches Futter im Sommer ist grünes Futter, welches allemal frisch gemähet wird, und entweder aus Klee oder gutem Wiesengrase bestehet. Ausserdem wird ihnen ein gehöriges Maaß Korn, nach der Arbeit, die sie thun, und dem Zustande darin sie sind, zugestanden. Man kann ihnen eine Abwechselung von Bohnen, Erbsen, Wicken, Haber, Gersten und so gar auch von schlechten Waitzen und zuweilen Rocken erlauben, und wird bey diesem Verfahren finden, daß sie ihre Mahlzeit frischer und mit besserer Begierde verzehren, und ihre Gesundheit besser erhalten werde.

Im

Ich merke dieses in der Absicht an, um eines Theils dem Hrn. Georges, Verfasser des 12ten Stücks dieser Wochenschrift, von der Einrichtung dieses Calenders einige Nachricht zu geben; andern Theils aber auch für dem Hrn. H. zu B. (siehe das 16te Stück S. 248.) auf sein geäussertes Verlangen wegen eines bewährten Mittels wider die Krankheit der Pferde, der Verstopfung sowol des Urins, als des Mistes, ein Mittel aus demselben auszuzeichnen. Es bestehet darin, daß man ein viertel Pfund englisch Salz in Wasser zerlasse, und also eingebe. In ähnlichen Fällen giebt man es auch den Kühen. Auch nützet es in der Darmgicht und Colik der Pferde, wenn man sagt: es beisse dem Pferde im Bauche, jedoch wenn es nicht von Würmern herrühret. Wie ich übrigens dem Hrn. Miltz für seine gewogene Zuschrift hier öffentlich Dank sage; so versichere ich zugleich, daß ich von den übrigen darin enthaltenen Erinnerungen, zum Besten dieser Blätter, so weit es geschehen kann, einen nützlichen Gebrauch machen werde.

Im Winter giebt man ihnen eine mäßige Portion, gutes süsses Heu: der grösseste Theil des Korns aber, welches sie in dieser Jahrszeit fressen, wird ihnen unausgedroschen gegeben, welches eine vortrefliche Methode ist. Es ersparet das Heu, weil sie ein grosses Theil von dem Stroh mit fressen; es unterhält ihre Eßlust, und sie verrichten ihre Arbeit mit Munterkeit. Ausserdem verhütet auch diese Art zu futtern, daß der Knecht ihnen nicht mehr Korn giebt, als sie haben müssen, und daß er nicht drey oder vier Pferde verhungern lasse, um nur eines ungemein fett zu machen, gegen welches er eine besondere Neigung gefasset hat.

Die Ställe müssen allezeit reinlich gehalten und gut gestreuet werden, damit die Pferde nach Gefallen bey Tage oder Nacht sich lagern und schlafen können. Auf solche Weise werden sie niemals dicke angelaufene Beine bekommen, welches hauptsächlich daher rühret, daß sie gar zu lange in einerley Stellung ohne Uebung stehen. Eine mäßige Uebung ist ihnen allezeit gesund, und wenn man einem Pferde die Freyheit läßt, nach seinem Willen über einige Aecker zu laufen, so wird die Natur es antreiben, so viel in Bewegung zu seyn, als zu seiner Gesundheit nöthig ist.

Für Pferde, die im Stalle beständig stille stehen, wird das Erbsen und Wickenstroh oftmals ein ungesundes Futter. Läßt man sie aber ihre Glieder gebrauchen, so wird ihnen dieses Futter nicht schaden.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0088
DFG

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Neunzehntes Stück.

Vortheile der tiefen Aussaat des Waitzens.

Bey der Waitzensaat ist es nicht genung, daß man nur die Zeit * wisse, wann solche einzubringen sey, sondern man muß auch die Tiefe bemerken, in welche man den Saamen zu bringen hat, und die Art und Weise kennen, wie solches am füglichsten geschehen kann. Ich habe mich bemühet, durch eine vielfältige Erfahrung die vorzüglichste Weise der Aussaat des Waitzens kennen zu lernen. Zu diesem Ende habe ich verschiedene Strichen Landes nach allen möglichen bekannten Arten besäen lassen. Ich habe die Abgaben davon zu verschiedenen malen mit einander verglichen, und gefunden, daß die beste Methode sey, allen Saamen unmittelbar vor dem letzten Pflügen auf das Erdreich auszusäen, und denselben durch das Pflügen zu bedecken. Die Methode an sich selbst ist nicht neu, aber doch in unserm Lande wenig oder gar nicht bekannt.

* Siehe das 16te Stück der Landw. Erfahrungen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0089
DFG

Man wird die Vortheile davon leicht erkennen, wenn man auf die Weise acht giebet, wie das Getraide solchergestalt unter die Erde kömmt. Was ich darüber sagen werde, dienet zur näheren Beleuchtung einer wichtigen Frage in der Landwirthschaft, nämlich: In welche Tiefe ist es, nach der Verschiedenheit des Erdreichs, der Lage der Aecker, der Zeit der Aussaat, und des Clima vortheilhaft, den Saamen zu bringen?

Ich halte davor, daß nicht leichte jemand auf diese Frage pünctlich antworten, und den vortheilhaften Grad der Tiefe eigentlich bestimmen könne. Die hängt bloß von der Witterung ab, die auf die Aussaat erfolget. Ist der Winter trocken, besonders aber kalt; so würde es vortheilhafter seyn, den Saamen tief in der Erde zu vergraben, um desto mehr Sicherheit und Feuchtigkeit zu finden. Dies würde auch zumal alsdenn von gutem Nutzen seyn, wenn der darauf folgende Sommer trocken ist. Ist hingegen die Jahrszeit naß und feucht; so wäre zu wünschen, daß der Saame sich nur auf der Oberfläche befände, wo das Erdreich am geschwindesten vertrocknet. Allein dies läßt sich weder im August noch im Septembermonate vorher sehen. In dieser Ungewißheit hat mich das sicherste zu seyn gedünkt, in alle verschiedene Stuffen der Tiefe, von dem Grunde der Furche an, bis auf die Oberfläche etwas Saamenkorn zu bringen. Auf diese Weise macht die Jahreszeit und die Witterung selbst die Wahl, und bringt alle diejenigen Körner zum Gedeyhen, die sich genau in der für dieselbe angemessensten Tiefe befinden.

Dies

Dies ist es eben, was man bey dem Säen vor dem Pfluge gewinnt. Man setzet alsdenn die letzte Hand am Pfluge; das Erdreich soll klein genung gemacht seyn; und bey einem jeden Pflugstriche soll die Erde von dem Fusse der Furche an bis oben schräge zu laufen. Der folgende Strich wirft die Erde und den Saamen, der sie decket, unter einander der ganzen Länge nach auf dieses schräge Erdreich, der dritte Strich thut desgleichen, und so fortan: also daß der Saame nach der ganzen Tiefe der Schichte neugepflügter Erde, sich gleich ausgebreitet findet.

Die andere Methode Furchen zu ziehen, führt keine so grosse Gleichheit mit sich, und der Saame kommt bey weiten nicht so ordentlich zu liegen, als bey der vorigen Art. Man wirft nach derselben die Hälfte des Saamens in die Erde, und säet die andere Hälfte erst, nachdem die Furchen in einer viel weitern Entfernung, als die Striche eines arbeitenden Pfluges, gezogen worden. Nach diesem führt man die Egge darüber. So kömmt nur ein geringes Theil des Saamens unten in die Furche, welche mit nichts, als blosser Erde, die die Egge herunter fallend macht, bedeckt wird. Eine ungleich grössere Menge bleibt auf der Oberfläche, oder nahe an derselben liegen.

Der Grund, der glaublich diese Weise zu pflügen beliebt gemacht hat, ist dieser: Daß es das beste Mittel war, dem Wasser den Ablauf zu erleichtern, ehe man den Acker rund zu pflügen angefangen hat. Allein diese letztere Methode verschaft denselbigen Vortheil, auf eine ungleich sichere Weise: weil die eigentlichen Furchen nur

eine kleine Tiefe behalten, nachdem die Egge einmal darüber gegangen.

Ein anderer Vortheil bey dem Säen in die Furchen ist noch dieser, daß man viele Zeit dabey gewinnet; welches sonderlich denen viel werth ist, die früh aussäen. Man säet auf diese Weise zugleich mit der dritten Ackerfahrt, welche gemeiniglich die letzte ist, und schon im Augustmonate, wenigstens für die, so nicht allzuviele Arbeit unternehmen, anfangen soll. Man gewinnt also ohngefähr die ganze Zeit der dritten Ackerfahrt, und ersparet ohnedem noch sonst viele Mühe und Arbeit.

Eine andere Weise zu säen ist diejenige, da die Aussaat bloß vor dem Eggen geschiehet, der Saame auf das frisch gepflügte Land ausgestreuet, und mit der Egge bedeckt wird. Auf diese Weise wird das Frühlingskorn ausgesäet. Ich habe diese Arbeit zu verschiedenen malen im Herbste in kleinen Stellen versucht, aber auch mich niemalen recht wohl dabey befunden.

Es wär hier der Ort von dem Säepfluge zu reden, dieser in der Absicht mit so vieler Geschicklichkeit zusammen gesetzten Maschine, um so vielen Saamen, der sonst in der Erde verlohren geht, zu retten. Die Erfinder dieses Pfluges, und die, so sich bemühen, denselben zur Vollkommenheit zu bringen, sind eines grossen Lobes würdig. Ich will aber nicht eher von seinem Vortheile etwas gedenken, als bis er zu dem Grade seiner Vollkommenheit gebracht ist; um so viel mehr, da verschiedene Versuche, die damit angestellet worden, nicht von dem Erfolg gewesen sind, den man davon gehoffet hatte.

Auch

Auch schickt sich diese Erfindung nicht zu wohl zu den Grundsätzen, die ich vorher vestgesetzt habe. Der Säepflug bringt alle Saamenkörner in eine gleiche Tiefe der Erde, so man einmal für die dienlichste annimt, sie vor allen Unfällen zu verwahren, und den Wuchs derselben zu befördern. Wenn aber diese Tiefe ungewiß ist, und wenn es unmöglich ist, sie zum voraus zu bestimmen; wem kann denn dieses Instrument dienlich seyn?

Verschiedene Personen haben denselben so einzurichten gesucht, daß er auf die eine und andere Seite selbst den Saamen in verschiedene Tiefen ausstreue. Allein diese setzten eben dadurch zum voraus, daß ein Theil, und zwar ein guter Theil dieses Saamens verderbe: folglich muß die Menge derer, die gedeihen, diesen Verlust ersetzen, und allein eine Erndte hervorbringen. Zu dem Ende wird viele Saat erfordert. Man muß den Saamen mit voller Hand ausstreuen, und der Säepflug dienet hauptsächlich nur zu einiger Ersparung desselben.

Bey dieser Gelegenheit will ich noch anzeigen, was ich von der Menge des Saamens gedenke, der ausgestreuet werden soll.

Man hat seit vielen Jahren bemerket, daß gemeiniglich ungleich mehr ausgeworfen wird, als zu einer Erndte erforderlich wäre, wenn jedes Korn eine Pflanze hervorbrächte; und es will jemand ausgerechnet haben, daß sich bis auf eilf Zwölftheil verlieren: und dieses macht einen beträchtlichen Verlust aus.

Verschiedene Haushälter haben alle Mittel aufgesucht,

sucht, denselben zu verhüten. Einige haben ihr Getraide (welch eine unbeschreibliche Mühe) bey einzelnen Körnern in die Erde gebracht; andere haben dieselben verpflanzet; und noch andere, welche die grösseste Zahl ausmachen, haben versucht, solche tiefer in die Erde zu bringen, um dieselben vor den Vögeln und Insecten in Sicherheit zu setzen. Keiner von diesen Versuchen aber hat völlig glücken wollen. Und man muß den Ursprung der aller Orten ausgebreiteten Vorurtheile in Absicht auf die Erfahrungen des Ackerbaues nirgend anderswo suchen. In der Denkungsart der meisten Landleute überhaupt sind bisher noch ein Versuch und eine Thorheit gleichviel bedeutende Worte.

Indessen beweiset eine fehlgeschlagene Erfahrung wider eine entgegen gesetzte nichts. Warum soll man also über eine so unbekannte und zugleich dem menschlichem Glücke so wichtige Sache die Versuche verwerfen?

Um den Saamen mit Vortheil zu ersparen, sollte man die Ursachen kennen, warum nur das zwölfte Korn allein anschlägt, die übrigen alle aber zu Grunde gehen. Vielleicht könnte man alsdenn mit solcher Zuversicht zu Werke gehen, daß dies zwölfte Korn allein eine ganze Erndte abtragen würde. Bis dahin halte ich hier das Beste, diesen unvermeidlichen Verlust mit Gedult zu ertragen und dem Erdreich die Menge des Saamens, und den Anbau, so es erfordert, nicht zu versagen.

Ich habe dies beständig so gehalten, und jederzeit so viel Saamen gesäet, als man auszustreuen gewohnt war; nämlich das Maaß von 110 Pfund zu acht Unzen,

in

in zwey hundert und achtzig bis dreyhundert Klaftern Landes zu acht Fuß den Klafter gerechnet. Mein Saatknecht hat oft dünner aussäen wollen, allein der Erfolg hat seine Wirthschaft selten gerechtfertiget.

Es ist wahr, daß meine Pflanzen frischer hervorkommen und ihrer daher nicht eine so grosse Anzahl erfordert wird. Allein es geschiehet oft, daß, indem die wohlthätige Natur sich diese mehrere Zeit zu nutzen macht, das Getraide zum Wachsthum zu bringen, auch die zerstörenden Zufälle in dieser Zeit um so viel mehr zu Grunde richten können. Daher rühret es, daß mein Getraide im Herbste oft weniger Pflanzen hat, als alles andere. Ich finde aber den Abgang, wie schon gemeldet worden, mit reichem Wucher wieder.

II. Vorzüge des Klees vor andern Futterkräutern.

Unter den vielen Arten Kräuter, welche dem Vieh nicht nur zu einer besonders guten Nahrung dienen, sondern auch das Land selbst verbessern, verdienet insonderheit der grosse rothe Wiesen- oder Spanische-Klee, oder, wie man ihn nach unserer Mundsprache schlechthin nennet Klever, den Vorzug; weil

1) er in einem jeden Boden wohl fortkömmt.
2) Man am wohlfeilsten dazu gelangen kann.
3) Er keine mühsame Bearbeitung und Wartung erfordert.
4) Er beständig ist, und einige Jahre ausdauret.

5) Er das Land nicht verdirbt, sondern ihm Nahrung giebt; und
6) er ein gutes, fettes und reichliches Futter ausliefert.

Der Klever kommt in einem jeden Boden fort. Zwar ist es sehr natürlich, daß derselbe in fettem Lande besser und stärker wachse; allein er nimt auch in einem ziemlich schlechten Boden vorlieb, wenn das Feld nur nicht zu naß, und insonderheit des Winters nicht unter Wasser stehet.

In schlechterm Lande wird dieser Klever allemal bessere Art haben, und stärker aufkommen, als irgend ein anderes Futterkraut. Es wächset im magern Sande, wenn solcher gut verarbeitet und gedünget worden. Er wird mit gütem Nutzen in kaltem Leimboden gesäet, und man hat ihn mit Verwunderung nach ausgestandenem harten Froste auf der Spitze eines hohen Berges, welcher oft schon um Michaelis und bis nach Pfingsten mit Schnee bedeckt ist, und nur einen schlechten Boden hat, wachsen sehen.*

Vors

* Die allerreichsten Böden sind allezeit die besten für den Klever, und kein Boden kann zu reich dafür seyn. Es giebt Land, das für Korn gar zu reich ist, worauf es gar zu lang wächst und sich legt; das würde dem Klever eine vortrefliche Nahrung geben, und es ist eine schlechte Gewohnheit, die aus bloßer Unwissenheit herrühret, diese Art auf einen armen Boden zu säen, als woraus niemals etwas gutes wird.

Unter den verschiedenen Arten von Boden ist der beste für den Klever eine leichte, warme und reiche Erde, hauptsächlich fast, wie diejenige, die man mürbe Erde nennet, doch muß sie auch etwas leimichtes haben; denn sonst ist die reine mürbe Erde allein für den Klever zu schwer. Ein sehr reicher Leimen ist für Klever ein vortreflicher Boden. Siehe allgemeine Haushaltung und Landw. Th. 2. S. 566.

Vors andere ist der Klever auch darum vorzuziehen, weil man ziemlich wohlfeil dazu gelanget.

Auf einen Kalenbergischen Morgen werden ohngefähr sechs Pfund gehören *, jedes Pfund kauft man um vier Mariengroschen, diese Anlage ist nicht sehr groß. Miller räth man solle gelben glänzenden Saamen, der etwas ins bräunliche falle, wählen, der schwarze sey untauglich. Man darf mit der Saat nicht zu sparsam seyn, sonst erhält das Graß zu viel Luft. Man säet neben dem Klever gemeiniglich noch zwey bis drey Himbten Gersten, oder Gersten und Habern zugleich; da aber solcher besonders genutzet wird, so kann man diese Einsaat bey Kleversaat eigentlich nicht mit in Anschlag bringen.

Jenes zugleich neben dem Klever gesäetes Korn beschützet die zarten Kleverpflanzen; sie bestauden sich besser darunter; das Unkraut wird dadurch behindert, und die nachher verfaulenden Wurzeln dienen dem Klever zum Dünger.

Vors dritte erfordert auch der Klever keine mühsame Beackerung oder Wartung. Wenn man andere Futterkräuter, als Esparcette ꝛc. anziehen will, so muß das Land vorher sorgfältig bearbeitet und vom Unkraute gereiniget,

* Sogar wohlfeil ist die Kleversaat nicht. Auf einen hiesigen Hund Landes, d. i. den sechsten Theil eines Morgens, (ein Morgen aber ist 120 Ruthen lang, und 4 Ruthen breit, und hält sechs Braunschweigische Himbten Einfall,) rechnet man gemeiniglich neun Pfund Klever. Das Pfund gilt hierselbst von dem kleinen 5 bis 6, von dem grossen aber 8 bis 9 Schilling. Es kostete also die Aussaat eines jeden Hundes von dem grossen Klever ohngefähr 5 Mark Lübisch, und ein Morgen ohngefähr 10 Rthlr. Zwar wenn man den Nutzen rechnet den man davon zu hoffen hat, und welcher insonderheit bey der Stallfutterung in Anschlag kömt, so ist diese Auslage nur ein geringes, indem sich der Klever reichlich bezahlt macht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0097
DFG

reiniget, auch die ersten beyden Jahre, so bald sich fremde Kräuter zeigen ausgejätet und aufgelockert werden. Alles dieses hat man beym Klever nicht nöthig. Das Land wird im Frühjahr als zur Sommer-Gerstensaat beackert und mäßig gedünget *, man säet sodann, so bald, wie möglich, die Gerste, oder ein Mengkorn von Gersten und Habern aus, läßt solches unter, und das Land eben eggen; säet darauf den feinen Kleversaamen, ziehet mit der Egge nochmals leichte über her, und wälzet das Land zu.

Wenn die Gerste groß genung ist, so futtert man solche grün ab, oder man läßt sie auch wol erst zur Reife kommen. In jenem Falle kann man den Klever schon im Herbste zum zweyten male mähen **; läßt man aber das Korn bis zur Reife wachsen, so pflegt er sich erst im andern Frühjahr recht zu zeigen.

Wenn der Klever irgend Art hat, so erstickt und unterdrückt er alle Arten von Unkraut, breitet sich sehr weit auf dem Boden aus, überziehet das ganze Feld, und läßt nichts neben sich aufkommen.

Man hat derowegen in der Folge keine weitere Wartung dabey nöthig, als daß man zu Anfange des Winters *** kurzen

* Der Klever verlangt schon eine starke Düngung, eben so sehr, als alles übrige Getraide. Die eigentliche Proportion des Mistdüngers für hiesige Marsch, ist für einen Morgen ohngefähr 120 Fuder mit zwey Pferden. Ich habe aber auf eine Hund Landes 24 Fuder bringen lassen, welches dem Klever sehr wohl bekommen ist.

** Weil ich etwas mehr Düngung auf vorerwähntem Lande führen lassen, so hatte ich davon den Vortheil, daß ich den Klever schon im Herbst noch zum dritten male mähen lassen können.

*** Eine Sorgfalt ist noch dabey anzuwenden, nämlich diese: Daß man den Klever nicht zu spät im Herbst mähe. Er friert alsdenn nicht so leichte aus, und man kann im folgendem Frühjahr schon

kurzen Mist darauf führet, solchen dünne ausstreuet, und des Winters über liegen läßt. Darauf denn im folgendem Frühjahr das etwan noch übrige Stroh abgeharket und weggeschaffet wird.

Vors vierte ist auch der Klever beständig, und dauret einige Jahre aus. Denn wenn er einmal Wurzeln gefasset hat, so ist nicht zu befürchten, daß er wieder ausgeht, wie bey andern Futterkräutern gar leicht geschiehet. Die Kälte schadet ihm, zumal, wenn er mit Mist * bedecket ist, gar nicht, sie müßte denn ausserordentlich strenge und anhaltend seyn. Sein grössester Feind ist die Nässe, welche den andern Futterkräutern fast noch nachtheiliger ist.

Hat man auch das Unglück, daß die Mäuse sich auf ein Kleverfeld einnisten, so können solche eine ganze Flage zu Grunde richten. Sie fressen ** die Pflanze bis an die Wurzel ab, und folgt alsdenn eine Nässe darauf, so schlägt eine Fäulniß dazu, und die Wurzel treibt nicht wieder aus.

Eigentlich dauret der Klever nur drey Jahre; und in

eher zum mähen kommen. Auch räth man es an, ihn vor Winters zuschlagen oder vestreten zu lassen, damit der Maulwurf den Mäusen keinen Weg lasse.

* Man nimt zur Bedeckung des Klevers gegen die Kälte und Frost, welche ihm nicht selten vielen Schaden zufügen, kurzen Pferdemist; welcher nur ganz dünne übergestreuet wird; und den Pflanzen hinlängliche Wärme verschaffet.

** Dürfte man es wagen, die Schaafe ohne Nachtheil auf ein Kleverstück zu treiben, so würden solche den Boden so veste treten, daß die Mäuse keinen Schaden thun könnten. Weil aber solche gar zu scharf scheren, und wol gar die Pflanzen selbst ausreissen würden, so ist diese Methode nicht wohl anzurathen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0099
DFG

in diesem Stücke hätten die Esparcette und Lucerne * etwas voraus, weil einige ihre Dauer auf zwölf und mehrere Jahre setzen wollen.

Wenn der Klever guten Boden und einen starken Stengel hat, auch des Winters gut in acht genommen worden, so kann er zu Zeiten noch im viertem Jahre brauchbar bleiben. Nach dem dritten Jahre aber, stirbt die Wurzel ab, und es ist dem Lande mehr zuträglich, wenn man es nicht länger unbearbeitet liegen läßt. Im vierten Jahre pflegen die Unkräuter Ueberhand zu nehmen, und man kann das Land nachher nicht so leicht wieder mürbe und Arthaft machen; wenigstens ist es alsdenn mit weit mehrerer Mühe und Arbeit verbunden.

Fünftens verdirbt auch der Klever das Land nicht, sondern giebet ihm noch mehrere Fettigkeit und dünget dasselbe. Andere Kräuter pflegen das Land zu verderben, auszusohren, unrein, steif und unartig zu machen. Der Klever hingegen erhält das Erdreich locker und rein; giebt ihm auch, wenn die Wurzeln verfaulen, eine Fettigkeit ** oder Kleber (Gluten.) Daher pflegt auf dem Lande, welches Klever getragen hat, vorzüglich gutes Korn zu wachsen ***.

Endlich

* Von dem Nutzen dieser Kräuter muß ich zu einer andern Zeit Nachricht zu geben mir vorbehalten, weil es mir bis itzt noch an der nöthigen Erfahrung deshalben fehlet.

** Dazu dienen auch die vielen Blätter, die beym Mähen des Klevers auf dem Lande zurücke bleiben, und selbst mit einer Harke nicht zusammen gebracht werden können.

*** Auch habe ich nach dem Klever eine reiche Flachserndte gehabt. Ich ließ nach dem dritten Jahre den Klever unterpflügen, und im Herbste noch einmal Fälgen; im folgendem Frühjahre aber Lein darauf säen, welches einen schönen langen Flachs zur Ausbeute gab.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0100
DFG

Endlich sechstens liefert auch der Klever ein gutes, fettes und reichliches Futter. Wenn er rechte Art hat, so stehet Stengel an Stengel; jeder Stengel sitzt voller Laub und Blüthe; die Stengel selbst sind voller nahrhaften Saft, und haben Steifigkeit genug, um aufrecht stehen zu bleiben, da die Esparcette sich platt an die Erde legt. Man sieht es an den Blättern, ob er rechte Art hat, wenn nämlich solche dunkel schwarzgrün von Farbe sind. Er muß vornämlich die ersten male über zwey bis drey Schuh hoch wachsen *, und man mähet ihn in einem Sommer drey mal; ja in gutem Erdboden wol gar zum vierten male.

Zum Trocknen schickt er sich nicht so gut, weil er gar zu viel Saft und Fettigkeit hat, also schwerlich trocknet **, und sich leicht brennet, und endlich, wenn der Saft verzehret ist, gewaltig eintrocknet; man kann ihn jedoch, wenn man zu viel davon hat, trocknen, sonderlich von der dritten oder zweyten Math, welche nicht so saftreich wie die erste sind.

Wenn sich der Klever auf den Wiesen unter anderm Grase

* Es läßt sich zum Mähen des Klevers kein gewisser Tag oder Länge desselben bestimmen, sondern der Landmann muß sehen, in welchem Zustande er sich in Ansehung des Blühens befinde. Die allerbeste Zeit zu dieser Arbeit ist, wenn er eben zur Blüthe kömt. Alsdann sind Blätter und Stengel aller Pflanzen in voller Kraft. Wollte man den Klever eher mähen, so würde man sich des besten Nutzens berauben; wollte man aber länger damit anstehen, so würde den Pflanzen ein nicht geringer Schade dadurch zugefüget werden. Die Stengel und Blüthe haben alsdenn durch den Nahrungsvorrath der hinaufgezogen ist, die Wurzeln grössesten theils erschöpft, daß sie alsdenn nur wenige und schlechte Schossen wieder hervorbringen.

** Insonderheit hat man dahin zu sehen, daß man den gemäheten Klever vor Regen bewahre, weil er sonst nicht nur schwarz wird, sondern alsdenn auch kein so angenehmes Futter bleibt, als er sonst gewesen wäre.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0101
DFG

Grase findet, giebt er ein vorzüglich gutes Heu, weil er neben andern Kräutern nicht so geil und saftig ist.

Dieser gemeine Wiesenklee wird ohne Ursache von jenem zahmen Klee als eine zwote Art unterschieden *.

Man kann den Klever zum Futter für allerley Vieh gebrauchen, aber man hat behutsam dabey zu Werke zu gehen, und thut wohl, neben dem Klever auch Mengfutter zu säen.

Dem Hornvieh bekömmt er am besten, und man mästet in Franken die schwersten Ochsen mit blossem Klever.

Man kann auch Pferde damit futtern, wenn er nicht zu geil ist, und mit anderer Futterung vermischt gegeben wird. Es muß aber vorsichtig damit umgegangen werden, und sie müssen schwere Arbeit verrichten, sonst tritt er ins Blut, erhitzet solches, und es folgen Blindheit, und andere böse Zufälle **.

Schweine sollen sich sehr gut damit fett machen und futtern lassen, wenn man ihn auch auf einer Schneidelade klein schneidet, und also vorwirft ***.

Patullo **** giebt eine Berechnung, daß man den Klever sehr hoch nutzen könne, wenn man trächtige Schweinsmütter damit futtere. Man

* Hier mögte ich wol das Gegentheil behaupten. Denn vors erste ist selbst der Saame vom großblätterichten und kleinem Klever etwas von einander unterschieden, und zweytens wird der kleine Klever niemals hoch wachsen, wenn er auch noch so sehr gedüngt wird.

** Ich mögte wünschen, daß es aufmerksamen Landwirthen gefällig wäre, einige Anzeige zu thun, ob solche böse Zufälle allemal erfolgen, und wie bald sie sich wol äussern.

*** Der Klever ist ein vortreffliches Futter für die Schweine, welches sie gerne fressen, aber es ist am besten, wenn es nicht als das einzige Futter gebraucht wird; denn es giebt gerne dem Fleische eine gelbe Farbe. Siehe Haushalt. und Landw. Th. 1. S. 802.

**** Siehe dessen Essai sur la melioration des Terres. Par 1759. 8, davon zu Frankfurt 1763 eine Uebersetzung herausgekommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0102
DFG

Man hat aber bey dem Futtern mit Klever der auf geilem und fetten Boden wächst, und wenn er noch jung ist, alle Behutsamkeit anzuwenden. Denn so bald er in der Blüthe stehet, schadet er nicht mehr so viel. Er wird auch alsdenn nur schädlich, wenn man das Vieh, nachdem es davon gefressen hat, gleich saufen läßt.

Man muß sich auch hüten, daß der Klever, wenn er gemähet worden, und auf einen Haufen liegt, nicht in Hitze gerathe *.

Hier zu Lande erinnere ich mich nicht gehört zu haben, daß das Kleverfuttern beym Hornvieh böse Zufälle zuwege gebracht habe; aber in Franken ist es wol geschehen. Der Klever tritt ins Blut, erhitzet solches, und bringt es in die stärkste Wallung **. Die Hitze verursacht zugleich Blähungen und eine Verstopfung; der Mist beym Vieh brennt sich zu einer harten, schwarzen festen Masse, und läßt den Blähungen keinen Ausgang. Daher schwillet das Vieh in einer Geschwindigkeit zu einer unglaublichen Dicke, (doch nur ganz selten) auf, und zerplatzet, wenn ihm nicht die schleunigste Hülfe geleistet wird. Man nennet solche dorten: Auflaufen, und es geräth das ganze Haus in Bewegung, wenn von dem dortigen grossen schweren Vieh ein Stück aufläuft. Man umwindet dasselbe mit grossen Lacken, um das weitere Aufschwellen zu hindern, und es muß ihm von hinten zu mit der Hand Hülfe gegeben, der verhärtete Mist heraus gebracht, und den Blähungen

* Dabey auch die Vorsichtigkeit zu beobachten, daß man den Klever nicht eher mähen lasse, als bis der Thau oder Nebel bereits abgetrocknet ist, damit das Vieh von bösen Dünsten keinen Schaden nehme.

** Daß der Klever das Vieh sehr erhitze, das kann man schon merken, wenn man sich ihrem Stalle nähert, an den heissen Athem, den es von sich giebet.

Blähungen Luft gemacht werden, die dann in grosser Menge weggehen.

Die Kälber verfangen sich sehr leicht nach dem Klever; und daß man ihn bey den Pferden behutsam gebrauchen soll, ist schon gesagt worden. Ueberhaupt ist am sichersten, wenn man ihn nicht anders, als mit Gras oder Mengfutter vermischt vorgiebt *.

Mengfutter bestehet aus einer Vermischung von Gersten, Habern und etwas Erbsen, welche unter einander ausgesäet werden, um solches, wenn es eben in Aehren schießt grün abzumähen und mit dem Vieh zu verfuttern.

Es wird dergleichen Mengfutter eher brauchbar, als der Klever, und man kann, wenn das Abmähen zum ersten male nicht zu spät geschiehet, solches noch zum zweyten male mähen.

Da der Klever nur drey Jahre dauret und unter andern Korn ausgesäet werden muß; so richtet ein Haushälter es so ein, daß er alle Jahre einen neuen Platz mit Klever bestellet; von diesem nutzet er zwey mal das Mengfutter, und kann im Herbst, wenn der Sommer nicht zu trocken ist, den Klever noch wol zum dritten mal mähen.

Im folgendem Jahre hat er sodann von zweyen Plätzen den Klever zu genieſſen; als von dem einen zum ersten, und von dem andern zum letzten mal: mit solchen futtert er darzwischen durch das auf dem dritten Platz frisch ausgesäete Mengfutter.

* Giebt man den Klever allein und ohne Vermischung den milchenden Kühen, so nimt Beydes Milch und Butter einen üblen Geschmack davon an; welches aber durch Vermischung mit Gras und andern Kräutern gehoben werden kann.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0104
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Zwanzigstes Stück.

Einige Bedenklichkeiten gegen die Stallfutterung.

Die Stallfütterung, oder der Vorschlag, das Hornvieh niemals auf die Weide zu treiben, sondern es Jahr aus Jahr ein im Stalle zu füttern, hat billiger Weise die Augen des ganzen ökonomischen Publicums, seit der Zeit, da er zuerst gethan wurde, auf sich gezogen. Und noch neulich hat die Landwirthschafts-Gesellschaft zu Clagenfurt einen ansehnlichen Preis auf die beste Abhandlung gesetzt, die entweder der Stall- oder Feldfütterung den Vorzug zu erkennen würde. Ich wünsche sehr, daß diese wichtige Frage dadurch ihrer völligen Entscheidung näher kommen möge, als sie bisher noch zu seyn scheint; glaube aber, daß man sie weder allgemein bejahen, noch verneinen könne, sondern daß man dabey auf den sehr unterschiedenen Boden und die übrigen Ortsumstände seine Rücksicht nehmen müsse.

Ich will die grossen Vortheile nicht wiederholen, die diejenigen, welche den Vorschlag der Stallfütterung zuerst erdacht, oder weiter ausgebreitet haben, von dieser Methode anpriesen. Wer ist wohl so ein Fremdling in allen neuern Landwirthschaftlichen Kentnissen, der nichts davon gehört hätte? Die Freunde dieser Wochenschrift aber wissen ein Theil ihres Ruhms aus dem sechsten Stück! Es ist ganz sichtbar, daß diese Vortheile in ihrem besten Lichte vorgestellet, und, ich darf es wohl sagen, ein Bisgen vergrössert worden; aber nach dem allerbilligsten Rabatt bleibt dennoch, sehr viel scheinbares zur Anpreisung dieses Vorschlages übrig, und um dieser Vortheile willen möchte ich wünschen, daß derselbe durch Beantwortung einiger Gegengründe, und Hinwegräumung verschiedener Beschwerlichkeiten, allgemein practicable würde. Dieser Wunsch muß die stärkste Entschuldigung für meine Einwendungen seyn. Ich will dabey den besten Fuß vorsetzen:

1) Der beständige Aufenthalt des Viehes im Stalle würde es schwächlich machen, und es allerhand Krankheiten bloß stellen. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß man sich das Gegentheil vorstellen und sich einbilden können, das Vieh würde gesünder seyn, wenn es nicht den heissen Strahlen der Sonne, und den kalten Nächten abwechselnd bloß gestellet wäre. Ja! wenn der brennende Mittag, und die schaudernde Mitternacht in der Natur so dicht, als auf dem Papier, auf einander folgten, so mögte diese Abwechselung schädlich seyn; aber nun, da die weise Natur sie durch so unmerklich zu- und abnehmende Grade bewürkt, nun ist sie nothwendig

wendig allen Thieren und Pflanzen heilsam und sehr nützlich, und es ist grausam sie diesen heilsamen Einflüssen der freyen Luft entziehen und sie in ein beständiges Gefängniß einschliessen wollen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß dem Menschen nichts nachtheiliger sey, als seine eignen Ausdünstungen und daß keine Arzney auf der Welt mit einer reinen frischen Luft in Vergleichung gestellet werden dürfe.

Jenes beweisen die Hospitäler, Gefängnisse und Seeschiffe, denen man glücklicher Weise noch durch die Ventilators ein wenig zu Hülfe gekommen ist; dies, die Zeugnisse der besten Aerzte und das Gefühl eines jeden. Was für eine Wollust ist der balsamische Abend des May! O! wie pflege ich ihn herzuseufzen; und wenn er kömmt, so setze ich mich stets auf den sanften Rasen und hauche aus tausend Blumen und Kräutern, Erquickung, Kräfte, feste Gesundheit. Selbst der blasse Stadtmann flieht sein Canape und sein tapeziertes Gefängniß, und hohlt unter dem azurnem Himmel einmal frey Athem. Und sollte ich diesen erquickenden May, der in die ganze Natur neue Lebenskräfte gießt, meinem Vieh entziehen; ihnen die medicinalischen Düfte, die sie von den Krankheiten, wozu sie in dem melancholischen Winter eine Anlage gemacht haben, allein heilen können, entziehen? ihnen den kostbaren Nectar, der auf dem Grase perlt, entziehen? und sollte ich sie in die Gefahr setzen, sich durch ihre eignen faulen Ausdünstungen zu vergiften. Mit diesem Grunde ist ein anderer nahe verwandt:

2) Das junge Vieh wird bey der Stallfütte-

rung an seinem Wachsthum gehindert werden. Bewegung entwickelt die körperlichen Kräfte, und bringt sie zur Vollkommenheit, Ruhe hemmt den Umlauf des Bluts und bringt die ganze Maschine zum Stillstand. Wie stark ist der Trieb der Natur in allen Thieren auf diese so nothwendige Bewegung? wie springt und läuft ein Kalb, wenn es zuerst in die glückliche Freyheit kömt, und wie munter und stark wird es dabey? Allein was für hypochondrisches, krüplichtes Vieh würden wir zuziehen, wenn wir es mit traurigen Ketten stets an den Stallbaum anschliessen wollten. Eine kleine Promenade, die man ihm etwa auf dem Hofe vergönnen wollte, kann die aus dem Mangel der Bewegung entspringenden Uebel so wenig verhüten, als ein Nachtsitzender Gelehrter die Hypochondrie dadurch vertreiben kann, das er täglich etwa hundert ermüdende Schritte in seiner Studierstube herum wandert.

3) Ob Kühe, die im Stall satt gefuttert werden, eben so viel, ja noch weit mehr Milch geben, als die, welche auf einer guten Weide reichlich zu fressen haben, das glaube ich zwar nicht, will es aber doch nicht läugnen; indessen weiß ich dies gewiß, daß, in diesem gesetzten Falle, die Milch von den Stall-Kühen nicht so fett und gut ist, als die von grasenden Kühen; und die Ursache ist meines Bedünkens leicht einzusehen. Man muß nur, damit ich dies bemerke, beyde Fälle gleich machen, und eine Kuh, die im Stalle satt gutes Wiesengraß oder Klee frißt, nicht mit einer andern, die ihr dürftiges Futter Meilen weit in der dürren Heide suchen oder auf einem kahlen Gemeinde-Brink schmachten muß, ver-

vergleichen. Von zwo gleich guten Kühen, die einerley Futter, beyde satt zu fressen haben, wird die, welche daraussen graset, mehr und bessere Milch geben, als die, welche im Stalle ist. Grund und Ursache: die grasende Kuh hat bey ihrer freyen Bewegung mehr Appetit und verdauet besser, als die Stall-Kuh, sie sucht sich auch allemal das jüngste feinste und nahrhafteste Graß aus, da die Stall-Kuh es nicht eher kriegt, als bis es groß und hart ist, wenigstens hat sie nicht die Wahl, sondern muß gutes und schlechtes mit einander vorlieb nehmen; ihr Futter brennt sich überdem sehr leicht, wenn es auf einem Haufen liegt, oder das Feinste davon wird welk, wenn es dünne umher gestreuet wird, dahingegen die grasende Kuh ihre besten Mahlzeiten Morgens und Abends hält, wenn das Graß mit dem all-ernährendem Thau gewürzt ist. Ist ein frisch gekochtes Gericht nicht besser, als eine aufgewärmte Schüssel?

4) Mit diesem Grunde will ich gleich die grössere Reinlichkeit sowol der grasenden Kuh selbst, als ihrer Milch verbinden. Gewiß ein wichtiger Artikel! die grasende Kuh wählt sich stets ein frisches Bette, ihr strotzendes Euter und ihr ganzer Pelz ist stets reinlich und blank, als wann er gestriegelt wäre. Aber die Stall-Kuh — wie eckelhaft und unreinlich! Soll ich sie etwa würklich waschen und striegeln? aber woher alle Hände und alles Streu?

Es giebt noch mehr Einwendungen, die aber zum Theil schon von andern gemacht und meines Wissens noch

nicht genug beantwortet worden. Ordentliche Wiesen, auch die besten, können nur zwey, allerhöchstens drey mal im Jahr übergemähet werden, und alsdann werden sie in kurzer Zeit ganz ausgesogen seyn, Klee der auf eigentlich dazu stark gedüngtem Lande wächst, ist dem milchenden Vieh viel zu stark, und giebt eine geile Milch, die sich nicht leicht abbuttern läßt. Die Streu ist ein wichtiger Artikel für den, der nicht viel Heyde zur Hand hat. Die viele Aufwartung, vornämlich in den Marschländern, wo das Gesinde nachläßig und kostbar ist, muß auch in keinen geringen Anschlag gebracht werden. Und diese vermehrten Kosten werden wol gewiß durch den vermehrten Dünger nicht erstattet; vornämlich wenn ich die Kosten, die der Transport des Düngers erfordert, berechne. Dieser im Sommer gemachte Dünger muß viel schlechter seyn, als der vom Winter, weil die Sonne und starke Sommerluft die besten und flüchtigsten Theile herausziehen, die sonst gleich in die Erde dringen, und die Weiden zu einem so vortreflichem Acker machen, dergleichen wir durch allen aufgefahrnen Mist nicht erzwingen können. Und, damit ich meine Einwendungen schliesse, will man denn auf unsere eigene Gesundheit keine Rücksicht nehmen? Sehen nicht die Aerzte, und das mit Recht, die Misthaufen als die Ursache der faulen Fieber, und anderer Krankheiten an, die uns Landleute drücken? und will man durch die Stallfutterung diese Misthaufen und unsere Uebel verewigen?

Ich hoffe meine Einwendungen mit der nöthigen Bescheidenheit und der dem gegenseitigen Vorschlage schuldigen

schuldigen Achtung vorgetragen zu haben; fehlt meinem Aufsatze die Zierde und Wendung, die ihn des Lesens werth machen kann, so wird man so gefällig seyn, dies nicht gar zu strenge von einem alten Landmann zu fordern.

Christian Georges.

II. Schreiben über den Vorschlag, Lein vor dem Winter zu säen.

Mein Herr!

Ich will so frey seyn, und es gestehen, daß ich nach meiner Liebe zu den väterlichen Sitten, nicht viel von dem Vorschlage gehalten habe, welchen Sie in Ihrem Wochenblatt gethan: nämlich, den Lein- oder Flachssaamen vor dem Winter zu säen; und ich fürchte noch jetzt, daß alle, welche in diesem Herbst es haben versuchen wollen und ihre Betten nicht zugedeckt haben, (zugedeckt aber müssen sie nicht werden; denn wer wird ganze Morgen Landes bedecken können?) durch den Frost vom 20sten bis 24sten October ihre Mühe und Hofnung vereitelt gesehen *. Ich begreife sonst leicht die Vortheile, die daraus entspringen würden, wenn man den Flachs zu einer Wintersaat machen könnte. Er würde länger und stefiger werden, und der Saamen würde grösser und völliger reif werden, als jetzt; und wir würden alsdenn vielleicht den Rigaischen Lein entbehren können, wofür jährlich so grosse Summen aus dem Lande gehen, da unser eigner Lein, weil er selten recht völlig reif wird, beynahe im zweyten Jahr nicht mehr taugt. Allein was helfen mir alle Vortheile, wenn unser Lein keinen Frost ver-

* Ich kann davon das Gegentheil behaupten. Meinem gethanen Versprechen gemäß, habe diesen Herbst Lein gesäet, aber dasselbe im October bedecken lassen. Ein Theil war von ohngefähr bloß geblieben, und eben dies steht nach dem Froste besser, als das zugedeckte; daher ich jetzt von dem grössesten Theil des übrigen das Stroh habe abreigen lassen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0112
DFG

vertragen kann. Doch in dieser meiner Meynung hat mich neulich beynahe jemand irre gemacht, der mir erzählte, daß der Lein in Italien ordentlich im Herbst gesäet würde. Dies bewieß er aus folgenden Worten eines Mannes, der aus Italien gebürtig seyn soll, welche er mir verdeutschte:

Libra die somnique pares ubi fecerit horas,
et medium luci atque umbris jam dividet orbem:
exercete viri tauros, serite hordea campis,
usque sub extremum brumæ intractabilis imbrem.
Nec non et lini segetem — — —
tempus humo tegere sqq.

Virg. Georg. I, V. 208 &c.

Nun liegt zwar Italien unter einem weit günstigerm Himmel, als unser borealisches Land; allein es friert und schneiet doch auch in Italien; unser Flachs aber kann, wenigstens im Frühjahr, gar keinen Frost, er sey so geringe er wolle, vertragen. Wenn also der Lein in Italien den Winter überstehen kann, so ist es vielleicht nicht unmöglich, daß er auch bey uns durch denselben nicht getödtet werde. Nur diese einzige Frage kann ich mir nicht beantworten: ist der Italiänische Lein von eben der Art, als der unsrige, oder ist eine andere Gattung, etwa so wie der Sibirische perennirende Lein, wovon man seit einiger Zeit benachrichtigt worden? Ich habe niemand in der Nähe, den ich hierüber befragen könnte, auch keine Reisebeschreibungen, die mir meinen Zweifel aufzulösen vermögend wären. Vielleicht haben Sie, mein Herr,

Blainvill's oder eines andern Neuern Reisen nach Italien. Doch diese Herren besehen nur die Ruinen von Posidonien und das Herculanum; sie werden sich wol wenig um den Flachs bekümmern. Christian Georges.

❖ ❖ ❖

Anmerkung zu der vorhin angezogenen Stelle des Virgils.

Columella und Palladius stimmen wegen der Saatzeit des Flachses, mit dem Virgil überein. Jener sagt, sie sey von dem 1sten October bis zum 7ten December: Seritur a Calendis Octobris in ortum Aquilæ qui est VII. Septembris. Dieser aber sagt, die Saatzeit desselben sey im October: Hoc mense lini semen seremus. Und unterm December sagt er wieder: Hoc etiam mense adhuc lini semen spargi poterit vsque ad VII Idus Decembris. Doch müssen wir auch nicht unbemerkt lassen, daß Plinius von ihnen abgehe. Er sagt der Leinsaamen wurde im Frühling gesäet: Vere linum, et avenam et papaver. Und an einem andern Orte schreibt er: Vere satum æstate vellitur. Diese Anmerkung haben wir D. Johann Martin in seiner Erklärung der Georgicorum Virgilii S. 69. nach der Hamburgischen Uebersetzung und Ausgabe von 1759 zu danken. Er setzet daselbst hinzu: Daß der Leinsaamen in England im März ausgesäet werde. Eine Vergleichung des Virgils, Columella und Palladius mit dem Plinius bringt mich auf die Frage: Sollte man in Italien etwa Winter- und Sommerflachs haben? Mögten die Reisenden doch nicht blosse Antiquarii, sondern zum Theil auch Oeconomi seyn!

J. H. Pr.

III. Ein

III. Ein Mittel wider die Verstopfung, Darmgicht, und Verfangen der Pferde *.

Mein Herr!

In dem 16ten Stück Ihrer so nützlichen ökonomischen Wochenschrift, verlangen Sie, daß einer Ihrer Leser, wenn er ein sicheres Mittel wider das Verhalten des Harns, und überhaupt gegen die Verstopfung der Pferde, besässe, solches dem Publico zum Besten bekannt machen mögte. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, hierunter mit Zuverläßigkeit andienen zu können.

Gekünstelte Mittel, oder solche Medicamente, die auf den Apotheken erst präpariret werden müssen, sind für den Hausmann nicht. Sie kosten gemeiniglich viel Geld, und dafür scheuet sich der gemeine Mann sehr.

Geschweige

* Dem ungenannten Hrn. Verfasser dieses Briefes bin ich für die Mittheilung dieses Mittels sehr dankbar; und hoffe das Vergnügen zu haben, noch mehrmalen einen Beytrag von Ihm zu erhalten, als warum ich gar sehr bitte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0115
DFG

Geschweige auch, daß selten auf dem Lande Apotheken anzutreffen sind, und also noch weite Wege darum gethan werden müssen, deren auch mancher aus Faulheit gerne entübriget ist *. Ueberdies hat auch der Herr Verfasser des Briefes, das äusserliche Betragen der Pferde nicht erwähnet, wornach doch bey unvernünftigen Geschöpfen die Krankheiten nur zu beurtheilen sind; um so weniger ist es möglich, eine förmliche Cur hieher zu setzen; da dieses Uebel von mehr als einem Umstande herrühren kann; im Kehdingschen aber von der nicht sonderlichen Futterung und Wartung der Pferde besonders entstehet **.

Zur Entledigung des Mistes sind abführende Clystiere

* Zuweilen können auch, besonders in den Marschländern, die Wege so schlecht seyn, daß der Landmann, wenn er auch gerne wollte, nicht zur Apotheke kommen kann.

** Wenn der Hr. Verfasser in ganz allgemeinem Verstande, wie es fast scheinet, dasselbe behauptet, so dürfte er vielen Widerspruch finden. Es giebt aller Orten nachläßige Wirthe, die wenig auf ihr Vieh achten; aber dagegen viele rechtschaffene Leute, und solche, die oftmals manches sich selbst entziehen, damit nur ihre Pferde gehörig gepfleget werden. Und an solchen fehlet es dem Lande Kehdingen gewiß auch nicht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0116
DFG

stiere die besten Mittel. Weil aber auch hierzu ein besonderes Instrument erforderlich ist, so man bey dem Hausmann schwerlich finden wird: so rathe anstatt dessen an, ein gut Stück Talglicht zu nehmen, solches mit Oel, Trahn, oder grüner Seiffe zu bestreichen, auch darüber etwas gestossenen Pfeffer zu streuen, und gehörigen Orts zu appliciren. Damit es aber nicht zu früh abgehe, den Schweif eine halbe viertel Stunde lang zwischen den Beinen fest zu binden. Es wird zuverläßig nach einer halben Stunde Oefnung machen, und nicht weniger die mehreste Zeit zugleich den Abgang des Wassers befördern.

Nach den Umständen ist dieses Mittel einige male zu wiederholen. Sonst kann man zu Treibung des Harns nichts bessers gebrauchen, als wenn man ein wenig lauwarmes Wasser, worin etwas weisse Seiffe und ordinairs Küchensalz zergangen, vermittelst einer kleinen hölzernen Sprütze in dem Gliede sprützet, welches zur Stunde Hülfe leistet.

Sollte aber die Verstopfung von der Darmgicht herrühren,

rühren, so ist sehr gut, wenn man dem kranken Pferde 2 Loth Theriac, worin so viel pulverisirtes Safran gemenget, als man zwischen drey Finger halten kann, mit einem Nössel warmen weissen Wein eingiebet; da denn durch die dadurch bewürkte gelinde Transpiration zugleich die Entledigung des Unflaths ällmählig befördert wird.

Da dieses letztere Mittel besonders sehr heilsam wider die Darmgicht; so kann hierbey nicht unangezeiget lassen; daß diese die nämliche Krankheit ist, welche der hiesige Hausmann aus irrigem Wahn die Veitel, Feiffel, Fiegen oder legen Dinger nennet. Trift es sich, daß das Pferd sein Futter versagt, heftiges Kneiffen im Leibe empfindet, vor Schmerzen sich öfters niederleget; herumwälzet und Bauchschlägt, auch ein heisses und trockenes Maul hat, welches insgesamt die wahren Kennzeichen der Darmgicht sind, so sagt mancher unwissende Hausmann: mien Perd het de legen Dinger. Darauf wird ohne weitern Verstand zu marternden Mitteln geschritten; welche darin bestehen, daß man dem Pferde

die

die Glandeln oder Drüsen am Halse kneiffet, klopfet, mit den Zähnen beisset, ja! endlich gar aufschneidet, oder das Pferd schröpfet; durch welche Mittel aber das arme Thier mehr gequälet als gebessert wird; und nicht selten verursachet es steife Hälse, oder macht, daß sie kopfscheu werden. Denenjenigen also, die den Sitz der Krankheit in den sogenannten Feibeln suchen, sage ich hiermit noch einmal, daß sie sich gewaltig irren; und rathe ihnen wohlmeynend an, ins künftige bey diesem Zufall nichts, als den mit Safran vermischten Theriac zu gebrauchen, zugleich aber am Halse Blut zu lassen, auch die dritte Kert zu stechen; wobey das Maul mit Salzwasser auszuwaschen, und allenfalls eine Stechpille zu appliciren. Wer solches nach dieser Vorschrift gebrauchet, wird gewiß gute Würkung davon verspüren.

Endlich will ich hier auch noch ein besonders gutes Mittel vors Verfangen, so vielleicht nicht einem jeden bekannt ist, beyfügen. Man giebt dem Pferde, so bald man merket, daß es überriteen oder erhitzet ist, oder bey

andern

andern Zufällen, da man die Krankheit noch nicht recht kennet, zwey Quentin Bieber-Geil, (Essent. Castor.) in einem Nössel weissen Wein ein. Dies Mittel ist sehr einfach und wohlfeil, aber dabey von zuverläßiger Würkung, wenn es nur in Zeiten gebraucht wird. Zwey Quentin dieser Essenz pflegen nur sechs Schillinge zu kosten.

Denenselben überlasse ich es aber übrigens, ob Sie die hier angepriesenen Mittel in Ihrer Wochenschrift weiter bekannt machen wollen, und bin stets

Mein Herr!

Dero

J**. den 28sten October, 1768.

ergebener Diener und fleißiger Leser

P.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0120
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Ein und Zwanzigstes Stück.

Schreiben, die Bienen den Winter über im Schlaf zu bringen, daß sie den Winter über ihren Vorrath an Honig nicht verzehren *.

Mein Herr!

Sie wissen, daß die Bienenzucht in den Herzogthümern Bremen und Verden sehr getrieben wird. Aus zuverläßigen Berichten kann ich Ihnen melden, daß vor einem paar Jahren das Dorf Linteln zwey hundert; das Dorf Selsingen hundert und funfzig; das Dorf Wistedt achtzig; das Dorf Flögeln hundert; das Dorf Rhode

* In dem 13ten Stück dieser Schrift habe die Bienenzucht beschrieben, weil ich aber in solcher Beschreibung noch verschiedene Lücken gewahr werde, und nach der Zeit genauere und mehrere Nachrichten darüber erhalten habe; so werde jene zu einer andern Zeit damit ausfüllen. Ueberhaupt merke ich hierbey an, daß ich, um diese

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0121
DFG

dreyhundert und achtzig Bienenkörbe hielt. Das macht in allen schon neunhundert und dreyßig Bienenkörbe aus fünf Dörfern. Und so würde man für beyde Herzogthümer, ohne die Sache zu übertreiben leicht fünf und zwanzig tausend Bienenkörbe annehmen dürfen. Da nun ein Korb jährlich vierzig bis siebenzig Pfund schwer wird; so ist leicht daraus der Schluß zu machen, wie hoch das ganze Gewirke der Bienen in obgenannten Körben sich in einem Jahre an Honig belaufen müsse. Ein grosses Theil von demselben aber muß auf die Winterfutterung der Bienen wieder verwendet werden. Es wäre daher eine ganz vortrefliche Sache, wenn man den Bienen befehlen könnte, den Winter über zu schlafen, und sich ohne Speise zu behelfen. Vielleicht wundern Sie sich über diesen seltenen und fast unerhörten Einfall. Allein ich muß Ihnen sagen, daß man in den schönen Nachrichten, welche die Königl. und Churfürstliche Landwirthschafts-Gesellschaft in Celle drucken läßt, einen Aufsatz antrift, welcher diese Sache, als möglich, vorstellt, und zugleich die Methode, nach welcher solche ins Werk zu richten stehet, bekannt macht. Man findet ihn in des zweyten Bandes erstem Stücke, S. 92. u. f. Nach dem Beruf, den Sie, mein Herr, sich gegeben haben, sind Sie schuldig, diesen merkwürdigen Aufsatz Ihren Landwirthschaftlichen Erfahrungen, zu weiterer Bekanntmachung, mit einzuverleiben. Er verdienet es in der That. Und von obgedachter hochansehnlichen

Wochenschrift zu ihrer möglichsten Vollkommenheit zu bringen, gesonnen bin, am Ende derselben ein, oder mehrere Blätter, nachdem es nöthig seyn wird, dazu anzuwenden, einige nöthige Verbesserungen der abgehandelten Stücke darauf abdrucken zu lassen. Zu solchem Ende ersuche ich hiermit alle meine Leser, mir ihre etwanigen Anmerkungen demnächst gütigst mitzutheilen.

sehnlichen Gesellschaft bin ich überzeugt, daß sie zu patriotisch gesinnet sey, als daß sie einen wiederholeten Abdruck desselben übelnehmen sollte: zumal da es gar wol seyn kann, daß Ihre Erfahrungen von einem oder dem andern gelesen werden, der ihre Nachrichten sich nicht anschaft. Hier ist also der ganze Aufsatz:

"Wenn man nach Michaelis bemerket, daß die Bie-
"nen keine Flucht mehr haben, und ihre Nahrung aus-
"wärts nicht mehr finden können, so gräbet man an
"einem etwas hohen, trockenen und sandigem Orte ein
"Loch in die Erde, einen Fuß tiefer, als der Bienen-
"korb hoch ist. Man legt unten auf dem Boden
"Stroh, und setzt den Korb mit zugemachtem Flug-
"loche auf das Stroh, breitet auch Stroh rund um
"den Korb her, damit keine Erde daran kommen könne,
"und der Korb nicht vermodere.

"So dann macht man die Grube mit Erde wieder
"zu auch über den Korb her, und tritt selbige brav
"feste, damit keine Luft zu dem Korbe kommen könne.

"Ist der Korb halb leer, so legt man zuvor etwas
"Heu hinein, damit der leere Raum nicht so groß und
"kalt seyn möge.

"Dieses Verfahren nennet man: Die Bienen in
"den Schlaf bringen. Um Ostern aus, wenn die
"Luft warm wird, gräbet man bey stillem Wetter und
"warmen Sonnenschein, den Korb wieder aus, und
"setzt ihn an seinen Ort: Da man denn mit Vergnügen
"wahrnehmen wird, wie die Bienen sich nach gerade
"wieder regen, und gleichsam lebendig werden, auch
"in einem Paar Tagen munter ausfliegen.

"Im Herbst 1766 hatte mein Imker zwey geringe
"Bienenstöcke, welche nicht halb voll waren, solcher-

"gestalt in den Schlaf gebracht. Selbige haben in "diesem abgewichenen Sommer so gute Art gehabt, "daß der eine fünfmal, und der andere dreymal ge"schwärmet hat, auch beyde ihre Körbe ganz voll "Honig getragen.„

P. N. Westphal.

Ich muß aber auch die Anmerkungen hinzu setzen, mit welcher die Königliche Landwirthschafts-Gesellschaft diesen Aufsatz begleitet hat. Sie lautet an dem angezogenen Orte also:

"Man wünschet sehr, durch mehrere Versuche zu "erfahren, ob eine solche Behandlung der Bienen allezeit "von einem so glücklichen Erfolge sey. Und da es fast "nicht zu verhüten, daß bey dem Anfange solcher Ver"suche nicht selten Versehen gemacht werden, wobey "sie mißlingen; so ersucht man auch selbige, der Ge"sellschaft gütigst zu melden, damit diese wichtige Sache "zu einer völligen Zuverläßigkeit gebracht werden möge.„

Diese Behandlung der Bienen, zur Ersparung vieles Honigs, muß dem fleißigen Forscher und Bemerker der Bienen, Hrn. Past. Adam Gottlob Schirach, nicht bekannt geworden seyn. Er würde derselben sonst wol in seinen Schriften, und sonderlich in seiner Melittotheologia, oder Verherrlichung des Schöpfers aus der wundervollen Bienen (Dresd. 1767. gr. 8.) worin er alles seltene und wunderbare an den Bienen angeführet, und zum Preise Gottes anzuwenden gesucht hat, erwähnet haben. Zwar handelt er daselbst in der 1sten Abtheilung, und deren XVten Betrachtung auch vom Schlafe der Bienen; aber nur von ihrem natürlichen Schlafe, dergleichen man bey allen Thieren gewahr wird. Und ob

er

er wol S. 80. sagt, daß sie im Winter länger, als im Sommer, schliefen, und daher wenigere Nahrungsmittel bedürften; so gedenket er doch nichts von einem erkünstelten Schlafe, und dessen Nutzen *. Es ist der Mühe daher allerdings wehrt, den angegebenen Handgriff nachzumachen, und vielleicht ist es noch Zeit, solches in gegenwärtigem Jahre zu thun. Ich ersuche Sie daher, diesem Brief, so bald immer möglich, in Ihren Erfahrungen einen Platz einzuräumen. Zugleich aber bitte ich alle diejenigen, die diesen Versuch anzustellen sich entschliessen mögten, von dem Erfolg desselben der Königl. und Churfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft oder Ihnen, mein Herr! Nachricht zu geben. Ich bin stets

Dero

St. * *. ergebenster Diener
den 10ten November, P. H. J **.
1768.

II. Vom Sandlande.

Da zur Aufnahme des Ackerbaues nichts nöthiger ist, als den Erdboden zu verbessern, so kommt die Natur diesem Werke sehr zu Hülfe, und zeiget uns mancherley Mittel an, wodurch solches geschehen könne. Es ist daher

* In der Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten von diesem Jahre Num. 179. unter den Nachrichten aus London vom 28sten October heißt es, daß der dasigen Societät des Ackerbaues verschiedene neue Entdeckungen vorgeleget worden, und daß unter andern ein Landmann in Kent ausgefunden habe, die Bienen im Winter so zu erhalten, daß am Honig nichts abgehe.

eine Nothwendigkeit, alle dazu dienende Sachen hervorzusuchen, und zu nutzen, weil aus der Erde die Hauptbedürfnisse des zeitlichen Lebens, als Nahrung und Unterhalt genommen werden müssen.

Je mehr nun Nahrung und Unterhalt in einem Lande zu haben, und durch Arbeit etwas darin zu verdienen stehet, desto mehr setzet sich das Volk an und vergrössert den Staat des Fürsten. Aus diesem Grunde ist es dem Landesherrn vortheilhaft, daß der Erdboden in dem, seinem Zepter unterwürfigem Reiche bestens bearbeitet, und genutzet, auch für die Bewohner mehr Nahrung und Unterhalt geschaffet, und alles in dem vollkommensten Stand gesetzet werden möge.

Unter dem Acker findet sich guter und schlechter, und nach der Güte des Landes richtet sich der jährliche Ertrag; woraus folget, daß dem Lande die Kraft zum Fruchttragen, so viel als möglich, beyzubringen nöthig sey, um eine desto stärkere Ausbeute zu erhalten. Recht gutes Marschland trägt jährlich Früchte ohne Brache zu liegen; und je schwerer und mehlreicher eine Getraideart vor der andern ist, desto fettern Acker erfordert solche Frucht. Zum Beweise: an dem Weserstrome wird aller Orten Waitzen gebauet; allein eine Sorte ist vor der andern nach den Fruchttheilen des Ackers in der Güte unterschieden.

Einige fette Gegenden liefern so guten Waitzen, als der Englische ist, andere magere Marschen hingegen eben dieses Korn, aber von geringerem Mehle. Der Ackersmann richtet sich vernünftiger Weise mit seiner Bestellungs-Art nach der Güte des Bodens, und thut darnach seine Aussaat.

Der Landwirth kömmt dem Acker, der von einem Flusse zu Winterszeit nicht überschwemmet, und mittelst des

des Schlickes kräftig gemacht wird, mit dem Dünger zu Hülfe, und vermehret damit den Ertrag des Feldbaues. Gewöhnlicher Weise wird der Dünger durch das Vieh geschaffet, und schreibt man solchem Dünger gewisse Bestandtheile zu.

Dieser Dünger reichet indessen nicht aus, und liefert nicht so viel, als zur Düngung der Aecker in den sandigten und magern Gegenden nöthig ist. Die gütige Natur kömmt diesem Mangel zu Hülfe, und weiset viele Düngungsmittel an, wozu nichts aus dem animalischin Reiche kömmt, damit es den Menschen an nichts fehlen solle, und diese Sorten übertreffen jene animalische Arten weit, und düngen für sich selbst. Dergleichen sind: a) das Feuer; b) Leimen von einer alten Wand; c) vermoderte Torf- auch d) Holzerde, und e) andere vegetabilische Sachen, samt f) Leimen von Backofen.

Noch andere, Theils mineralische, Theils vegetabilische Dinge düngen auch auf dem Geestlande, aber nicht so, wie solche sind, sondern erst nachdem sie dazu gehörig zubereitet worden, als g) Asche; h) Küchensaltz; i) Kalck; k) Mergel und l) Vitriol.

Wird ein Haufen Mergel auf Feld- oder Grasland, ohne eine fremde Beymischung geleget, so befindet man, daß von solchem Abspühlig die daran stehende Halme sich nichts bessern und keinen starken Wachsthum zeigen, worin sich ein jeder durch die Probe überzeugen kann.

Gegentheils werden von denen, von a) bis f) benannten Düngungs-Mitteln die daran gränzende Früchte gleich lebhaft, und zeugen von der grossen Fruchtbarkeit, die darin enthalten ist.

Ferner siehet man im Monath August jährlich einen gemischten Dünger in der Grafschaft Hoya, zu Neuen-

bruchhausen, Sieke, Nienkirchen und Bassum bearbeiten, nämlich: gleich nach der Aberndtung des Korns werden zur Ersparung des Düngers die Stoppeln mit ihrer Erde abgeplagget, hiernächst mit der Schiebkarre auf demselbigen Stücke in Haufen geschoben, und mit Miste bereitet, eben so, wie man mit den abgehauenen Erdschollen oder Plaggen zu verfahren gewohnt ist.

Nach diesen beyden Düngungssorten als der Steppel und der Plaggen, wächset allemal gutes Korn. Durch diese Mittel wird der Dünger zwar vermehret, und wächset das Korn gut; allein das darauf zu verwendende Arbeitslohn machet solches auch theuer.

Es ist bekannt, daß durch den Plaggenhieb bereits viele Gehölze zu Grunde gerichtet sind, und es würde ein Forstverbesserungs-Mittel mit seyn, wann das Plaggen machen auf dem Forstgrunde, ohne Nachtheil des Ackers gemindert werden könnte.

Dieses kann geschehen, und vorbenannter gemischter Dünger wohlfeiler angeschaffet werden, wenn an statt die Stoppelerde mit der Plaggenseyd abzuhauen, das Land, statt des Streckens, flach umgepflüget wird. Die Furchen werden hierauf mit einer engen Mistforke auf die Schiebkarre geleget, und davon so viel in Haufen auf jedem Stücke zusammen geschoben, als man das Land stark oder schwach zu düngen vorhabens ist.

Die übrigen Furchen bleiben statt der Streckelfurchen liegen.

In einem Tage lässet sich ungleich mehr Erdreich umpflügen, als mit dem Plaggenseyd abhauen. Dieser Dünger wird folglich mit weniger Arbeit verfertiget, düngt dazu stärker als der von den Heidplaggen, und ist gleich zur Stelle, an statt daß man sonst die Plaggen zu

Zeiten

Zeiten von weitem anfahren muß. In beyden Fällen, sowol bey den Stoppel- als Heidplaggen, ist der Endzweck, die in dem Erdreich steckende Vegetabilien zur Fäulniß zu bringen, und dadurch den Dünger zu vermehren, indem alle in die Fäulniß gegangene Sachen auch düngen.

Nun haben die Misthaufen, welche von der benannten Erde zusammen geleget sind, einen Vorzug vor denen Haufen die von Heidplaggen zusammen gebracht worden, gestalten jenes Boden artbar Erdreich ist, folglich enthält solches mehr Fruchttheile in sich, durch die darin steckende Stoppeln, als der Heidgrund.

Das mit Heide bewachsene Erdreich ist benebst der Heide magerer, mithin dünget die Stoppelerde stärker, als die, welche von dem zum öftern abgeplaggeten, und dadurch sehr mager gewordenen Boden genommen ist. Es wird also ohne Noth der Forstgrund durch den Plaggenhieb verdorben, und der Nachkommenschaft dadurch Schaden gemachet, auch die Weide denen Schaafen entzogen, geschweige, daß die Schaafe in denen so kahl gemachten Heiden, bey regenhaften Zeiten, sich kögisch fressen, und sterben.

Gleich wie nun der Düngungsmittel vorgedachter massen viele sind, und es Landkündig ist, daß die Frucht allemal um so viel stärker, und die Ausbeute um so viel ergiebiger wird, je besser der Dünger gewesen ist, den man gewählet und in den Acker gebracht hat: So haben die Landesherren dergleichen Mittel ihren Unterthanen jeder Zeit anpreisen, und damit den Ackerbau in bessere Aufnahme bringen lassen. Die Erde hat an und für sich selbst betrachtet, keine fruchttragende Kraft. Gleich dann purer Leim und purer Sand für sich unfruchtbar, durch die Vermengung aber fruchtbar werden. Die

Erde ist eben so zu betrachten, als der Bienenkorb bey den Bienen.

Die Bienen müssen darin das Honig und Wachs tragen, wann der Korb soll Nutzen geben. Was hier die Bienen schaffen, daß thut die Luft bey dem Erdboden. Die Erde ist also geschickt, die Theile, so ihr die fruchtbare Luft leihet, es mögen nun solche bestehen worin sie wollen, an sich zu nehmen, sie zu nutzen und denen Gewächsen zu zuführen.

Daher verzehren auch die Pflanzen nichts von der Erde, worauf sie gewachsen sind, wie die Naturkündiger ein solches längstens durch viele Versuche erforschet haben. Unter andern hat der Engländer Woodword, darüber viele Proben gemachet, und z. E. hundert Pfund Erde genommen, solche getrocknet, genau abgewogen, und darauf mit Wasser wieder angefeuchtet, solche in einen Topf geschüttet, und Pflanzen darein gesetzet. Nachgehends wie das Gewächse zu seiner Reife gediehen, hat derselbe die Erde wieder herausgenommen, solche getrocknet, und wieder abgewogen.

Dieser und mehr dergleichen Versuche haben gezeiget, daß nichts von dem vorherigen Gewichte verlohren gegangen, mithin die Gewächse von der Erde in Substanz nichts in sich nehmen. Woraus erhellet, daß die Früchte von der Erde nichts verzehret haben. Es giebt demnach die Erde eigentlich von dem Ihrigen nichts zum Wachsthum der Früchte her, wie vorhin durch das Exempel mit dem Bienenkorbe bewiesen worden, sondern sie ist nur als ein Vehiculum zu betrachten, dem das Vermögen anerschaffen worden, denen Gewächsen die Nahrungssäfte zuzuführen.

Aus je mehr Erd- und je weniger Sandtheilen nun

ein

ein Land bestehet, desto geschickter ist es die befeuchtende Theile an sich zu ziehen, und solche denen Pflanzen wieder mitzutheilen, und desto mehr erfreuet die Saat den Ackersmann mit der Ausbeute; je mehr Sandtheile aber in dem Acker stecken, desto ungeschickter ist er hierzu, und desto schlechter ist der Ertrag.

Durch folgende Vergleichung wird dieser Satz mehr in das Licht gestellet: Nämlich durch die Pacht-Untersuchungen ist folgendes ausgemacht, daß der Acker ein Jahr in das andere gerechnet an Rocken trage, nachdem Grund und Boden von Güte ist, als:

A. der beste Boden das 9te Korn auf 60 Quadrat-Ruth.
B. nach diesem = 8te — — —
C. — = 7te — — —
D. — = 6te — — —

Diese 60 Quadrat-Ruthen Land werden mit 1 Himpten Rocken besäet, wovon 96 eine Bremer Last ausmachen.

E.) auf mittelmäßigen leimigten Boden säet man auch 60 Quadrat-Ruthen mit 1 Himpten Rocken, allein diese thun im Durchschnitt von 10 Jahren geringere Ausbeute als vorige vier Sorten, und das schlechtere Sandland noch viel weniger, wie folget:

E. mittelmäßiger leimigter Boden giebt jährlich $4\frac{3}{4}$ Korn auf 60 Quadrat-Ruthen.

F. Sandland, hiervon wird mit 1 Himpten Rocken ein grösserer Raum besäet, als auf den kley und leimigten Grunde. Davon giebt 1 Himpte Aussaat = 4 Korn auf = 100 Quadrat-Ruthen.

G. auf ganz schlechten Sandlande giebt 1 Himpte Aussaat = 3 Korn auf = 120 Quadrat-Ruthen.

Aus diesen aufgestellten Proben tritt klar hervor, daß der Landmann bey dem schlechten Sandlande F. und G. nichts

nichts zu erübrigen vermöge, falls derselbe keinen Nebenzufluß, nämlich aus Torf, Tannenholz, Bienenzucht, Wolle und von Fuhrlohn Geld zu lösen, sondern daß er bey diesem schlechten Acker nicht bestehen könne.

So groß nun der Unterschied des Ackers im Ertrage von A. bis G. ist, so hochnothwendig ist es, den schlechten Boden zu verbessern, da der eine Raum so viel als der andere mit dem Pfluge, der Egge, der Aussaat, dem Abmähen und Nachharken bearbeitet werden muß. Hiernächst lässet der Sandgrund den Dünger leicht fahren, und ist deswegen üblich, solchen alle 3 Jahr, den Acker D. nur alle 4 Jahr, und den Boden A. B. und C. alle 5 Jahr zu düngen. Wäre es demnach nicht eines der würdigsten Gegenstände, darauf zu sinnen auf welche Art mehrere und immerwährende Fruchttheile in den schlechten Acker zu bringen stünde? Ich sollte es denken!

Nur kömmt es darauf an, welches Düngungsmittel dazu das beste und wohlfeileste ist. Das beste, und dem Landmann auch das bekannteste Mittel zur Verbesserung des sandigten Bodens ist wol Leimen oder Thon.

Wer mit den Händen Leimen oder Thon zerreibet, der befindet, daß die zarten Theile davon sich feste an die Haut setzen, und mit Wasser mühsam wieder daraus gewaschen werden müssen.

Eben so feste umschliessen die zarten Theile die Wurzeln der Früchte, und führen selbigen dadurch die Nahrungsmittel zu.

Der Sand hingegen bestehet aus sehr zarter kieselartiger Materie, und hält die Erde locker, damit sowol der Regen als die Sonnenstrahlen tief eindringen, und die Säfte recht zeitigen können. Die Gartenfrüchte, welche in einem sandigten wohl vermengten Erdreiche gewachsen sind, haben allemal

allemal einen reinern Geschmack, und unterscheiden sich von denen, so im Kleylande gezogen worden.

Denen Hausleuten ist weiter aus der Erfahrung bekannt, daß das unter Lit. B. beschriebene Düngungsmittel den sandigten Boden für stets verbessere, und fruchtbarer mache. Allein alte Wände sind nicht in Menge zu haben, wol aber die Bestandtheile derselben als Leimen oder Thon, und findet man solchen hinlänglich in, oder doch nahe an allen Sandfeldern vorräthig, und kömmt es folglich nur auf desselben Zubereitung zum Nutzen des Ackers an.

Solche Zubereitung geschiehet, wenn der Thon oder Leimen zu Winterszeit gegraben, und in Haufen geworfen, bey den warmen Sommertagen alle 4 Wochen umgestochen, und mit Ausgang des Monats August in Haufen gebracht, und mit dem Miste wohl durchgebrannt wird.

Oder man lässet den übrigen Vorrath bis auf das folgende Frühjahr liegen, und fähret solchen mit durch die Plaggen, und zwar häufig in die Schaafställe.

Die Mischung bessert den sandigten Boden bestens, so wie nach und nach diese thonigten Theile in den Acker gebracht werden, um so viel wird der Grund auf immerwährend zum grössern Ertrage gebracht, und durch die Auflösung des Thones, mit guten Erdtheilen vermehret, wie ich davon verschiedene Proben seit 20 Jahren nachzuweisen vermag. Auf der Geest beschäftiget man sich ohnehin mit dem Plaggen machen, und zwar zur Sommerszeit, da ohnehin sich viele Arbeit bey dem Hauswesen findet. Was demnach zu Winterszeit an Leimen in Vorrath gegraben wird, davon hat der Landmann im Sommer Nutzen, und ist mit der Arbeit im voraus fertig. Will man nach solcher Verbesserung des Bodens, dereinst Früchte ziehen, die stark in die Erde wurzeln, als Bohnen, Toback, Hanf,

Hanf, Erdtoffeln, Kohl und Wurzeln, sodann thut die Kretschmarsche doppeltfurchige Pflug, überaus gute Dienste, und schaffet eine Verbesserung bey allem Geestlande.

Denn das Sandland ist locker, mithin filtrilischer als der Kleygrund, und nimt die Feuchtigkeit leichter ein, lässet solche auch vermöge seiner Zwischenräume leichter wiederfahren, und ausziehen. Der sandigte Boden wird gemeiniglich 5 Zoll tief gepflüget, folglich erhalten nur 5 Zoll Quadrat Fruchttheile. Die unterste Erde bestehet gemeiniglich aus braunen, rothen, gelben oder weissen dürren Sande. Der Kretschmarsche doppeltfurchige Pflug, gehet in beyden malen 12 Zoll tief, und bringet die Furchen über einander.

In dem herumwerfen aber gehet das Streichbrett so hart daran her, daß es die Erde ganz kleine machet, und keine Klösser darzwischen lässet, wie sonst die Pflüge zu thun pflegen, die eine Furche von 12 Zoll tief auf einmal umwerfen.

Der fruchtbare Regen dringet also tiefer ein, und die zarten thonigten Theile halten in dem grössern Raume des lucker gewordenen Erdreiches von 12 Zoll Quadrat, die Nässe mehr und länger an sich, als wenn die Pflugerde nur 5 Zoll Quadrat austräget.

In dem Kleylande kann diese Pflug so vielen Nutzen nicht schaffen, weilen dieser Grund nicht so viel Sand als das Geestland, folglich wenigere Zwischenräume, auch unter sich guten Boden hat, und sich gleich feste wieder an einander setzet, mithin immer das Nämliche bleibet.

Das Land wird im Herbste gleich aus dem Stoppel, ohne solches vorher zu strecken, mit diesem doppeltfurchigen Pflug gepflüget, ohne darauf zu sehen, und sich zu fürchten, was für ein Sand darunter lieget, und mit

herauf

herauf gepflüget wird. Hiemit bleibet das Land den Winter hindurch liegen. Im Frühjahre wird es mit kurzem Miste gut gedünget, und Erdtoffeln darein gepflanzet. Das folgende Jahr Leinsaame oder Toback, und nach dem Toback Leinsaamen.

Alle 9 Jahre kann man dieses doppeltfurchige Pflügen wiederholen, und wird dadurch der Acker verneuet. Der Drillpflug der Engländer hat im Grunde anders nichts, als einen künstlichen Dünger zur Ursache, und zwar erfolget solcher um so viel stärker, je mehr der Acker noch Fruchttheile vor der Bracke in sich gehabt hat, und ist dieses eben die Arbeit die hier mit der Bracke in grossen, dorten aber in kleinen Stücken geschiehet. Die hiesigen üblichen Pflüge und Eggen sind zu Bearbeitung des Bodens hier zu Lande hinlänglich genug, indem das hauptsächlichste beym Acker auf den Dünger ankömt, und wie dieser nach Beschaffenheit der Gewächse gewählet wird.

Der Rocken, welcher nach dem Hürdeläger gewachsen, nimt mehr Fettheile in sich, welche mit in das Mehl gehen, als ihm eigenthümlich zukommen. Wird dieses Mehl zum Brandteweinsbrennen verbrauchet, so gehet das Oel heraus, und zernichtet die Gährung, wie solches jedem Brandteweins-Brenner aus der Erfahrung bekannt ist: folglich kömt weniger Spiritus, als sonsten aus eben so viel Pfunden Mehl würden gekommen seyn, wenn das Korn nicht nach dem fetten Hürdeläger wäre gezogen worden.

Eben dergleichen unaufgelösete Fettheile im Acker erzeugen den so genannten Brand im Waizen, welcher gemeiniglich à Himpten 6 Marien Groschen wohlfeiler, als die reine Frucht ist.

Mit dem Brande im Waizen ist das Maschland besonders beschweret, alwo man zu Wicken dünget, und darnach Waizen säet. Das Maschland, woselbst zum Wintersaamen gedünget, und darnach Waizen gesäet wird, daselbst trift man den Brand im Waitzen nicht so häufig an, als nach dem Wickfutter. Bey dem Gersten lehret es die Erfahrung daß der Brand im Korn von denen im Miste steckenden Fettheilen herrühre, nämlich wann auf gutem Geestgrunde zu Gersten gedünget wird, und es erfolgen im Sommer warme fruchtbare Regen, so findet sich in dem gedüngeten Gersten vieles Brandkorn. Hingegen in einem Stücke Gersten, welches gleich daneben aber mager gesäet worden, lässet sich der Brand nicht spüren.

Hätte der Brand von dem Mehlthaue seinen Ursprung, so müßte das eine Stück sowol als das andere brandigte Körner haben.

Den Waitzen gewöhnlicher massen zu kalken, dasselbe haben die Ackersleute, welche nach dem Wickenfutter Waitzen zu säen gewohnet sind, nicht versäumet, vielmehr das Korn wol 14 Tage eingekälket liegen

lassen

lassen, aber keinen Nutzen davon gespüret. Es ist also nöthig in dem Miste die Fettheile zu bessern, bevor solcher auf den Acker gefahren wird.

Von der unter dem Buchstaben C. vorhin bemerkten vermoderten Torferde aus denen Torfscheuren ist jedem Hauswirthe bekannt, daß solche auf dem Sandlande einen guten Dünger ausmachet, vermöge des, ohne beygemischten Dünger, in die Verwesung gegangenen Torfmulles.

Diese Auskehrung aus dem Torfstalle bringet nur wenige Fuder. Die Natur will uns jedoch damit lehren, daß wir solches nachmachen und ins Grosse zu treiben trachten sollen.

An den Sandfeldern liegen zum öftern die Moore sehr nahe, oder auch nur auf eine viertel Stunde davon. Man fahre also das lose Moor bey trockner Zeit im Sommer aus dem Moore, entweder vor dem Schaafstall, oder vor das Ackerland, oder, wenn beydes zu weit entfernet ist, auf einen Sandhügel am Moore, wozu man zu aller Zeit mit dem Wagen kommen kann.

Anlangend das Mull vor den Schaafstall zu fahren, so ist sehr dienlich, solches zwischen die sandigten Plaggen mit durchzustreuen, er muß aber in dem Haufen vor dem Stalle schon in die Verwesung gegangen seyn oder durch die Hitze des Schaafmistes darin gebracht werden.

Der Haufen vor dem Lande wird mit in die Plaggenhaufen gebracht, und von dem Miste mit durchgebrannt. Auf solche Art bringet man viele zarte Erdtheile zwischen den Sand, die dem Acker sehr zuträglich sind.

Ueberhaupt schadet der Ackermann dadurch seine Sandselder, daß er die öbersten, noch nicht in die Verwesung gegangenen Plaggen aus dem Schaafstalle frisch auf das Land bringet, und unterpflüget. Besser ist es, diese noch nicht verweseten Plaggen, vor, oder auf dem Lande vierzehn Tage lang, in einem Haufen zu fahren und sich erhitzen zu lassen. Gleichermassen fehlet man, wenn die Heyde gleich aus dem Stalle auf das Land gefahren wird. Besser ist es, man werfe diesen mit frischer Heyde gemachten Mist, auf dem Lande vierzehn Tage in Haufen, und lasse solchen durchbrennen, alsdenn bezahlet sich die Arbeit durch die gute Saat und Erndte wieder. Beyläufig ist noch anzumerken, daß die Vermischung des Erdreichs die hier von guter Art ist, auch in den drey übrigen Erdtheilen vorzüglich den Wachsthum der Pflanzen befördere, und Frucht schaffe.

Imgleichen so wie vom Dünger in den drey übrigen Welttheilen die eine Art vor der andern den Vorzug hat, so findet sich auch derselbe Unterschied hier im Acker, wie solches die Reisebeschreibungen deutlich melden.

Aus dieser Uebereinstimmung erhellet, das Gott nur ein Grundprincipium in die Natur geleget habe, woraus ein jedes Gewächs seine Nahrung haben solle. Je mehr wir uns Mühe geben, dasselbe auszuforschen, und je mehr wir suchen, es in unsern Acker anzubringen, desto mehr sind wir im Stande, Frucht davon zu ziehen, und die Erndte ergiebiger zu machen.

Das Licht ist es, welches dieses alles bewirket, und dieses müssen wir näher kennen zu lernen uns bemühen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0136
DFG

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Zwey und Zwanzigstes Stück.

Vom Rapsaat.

Illa seges demum votis respondet avari
agricolæ, bis quæ solem, bis frigora sensit.
Virg.

Wenn das Rapsaat nicht schon das stärkste Product ist, welches das Herzogthum Bremen ausfährt, so kann es dieses doch mit der Zeit werden; und gewiß, es verdienet es zu seyn. Kein Korn verschuldet seine Stelle so gut, und bezahlt dem Landmann seine Mühe so reichlich, als dies. Hundertfältige Frucht, die ist hier viel zu wenig; man ist unzufrieden wenn ein Himbten Aussaat nicht vier hundert Himbten in der Erndte wieder liefert. Ich habe einmal den Ertrag einer einzelnen Pflanze, die von ungefähr in den Garten an einem freyen und sonnenreichen Platz zu stehen gekommen war, bemerkt, und gefunden, daß ein einziges Korn sich zu mehr, als fünf und

zwanzig tausend, vervielfältiget hatte *. Nun läßt sich zwar die Fruchtbarkeit im Grossen nicht so stark erzwingen, als im Kleinen; denn wer kann einer jeden Pflanze so viel Raum geben, als die hatte, wovon ich rede, und wer wird ganze Morgen so sehr cultiviren können, als wie einen kleinen Garten; indessen bleibt die Fruchtbarkeit von vierhundertfältig, die was ganz gewöhnliches ist, groß genung, um eine nicht ganz unersättliche Begierde zu befriedigen. Zu dieser Fruchtbarkeit komt noch der ganz ansehnliche Preiß; denn seit einigen Jahren hat der Braunschweigische Himbten schon stets über einen Reichsthaler gekostet.

Dieser ganz sichtbare Nutzen muß nothwendig die Aufmerksamkeit des Landmannes reitzen und ihn zum Anbau einer so einträglichen Pflanze aufmuntern. Es wird auch schon itzt ein nicht unbeträchtlicher Handel mit diesem Saat in dem Herzogthum Bremen getrieben. Ich habe nicht Gelegenheit die ganze Ausfuhr zu erfahren. Allein das, was das Land Kehdingen liefert, kann uns schon einen Schluß auf die übrigen Gegenden dieses Herzogthums, wo ebenfalls Rapsaat gebauet wird, machen lassen. Der verwichene Winter vom Jahr 1767 zu 68 war sehr strenge, und weil nicht Schnee genung gefallen war, um das Rapsaat zu bedecken, so war ein grosser Theil verfroren; und ich werde wohl nicht zu viel angeben, wenn ich sage, daß in diesem Frühjahr ein Drittheil des Ganzen umgepflüget worden. Ueberdem stunden viele Aecker sehr dünne und trugen kaum die Hälfte dessen, was sie in frucht-

* Siehe das Hannöv. Magazin 1764. S. 1591. P.

fruchtbaren Jahren hätten tragen können; und dennoch sind in diesem Herbst bloß aus dem Kehdingischen, nach einer sehr geringen Rechnung noch über fünf hundert Wispel Saat nach Holland geschifft. Aus dem Neuenlande und Wischhaven sind nämlich abgeschifft hundert Wispel, aus Freyburg drey hundert, und hundert sind wenigstens noch an die Oste geliefert. Von dieser Summe ist ein Fünftheil im Bützflethischen und vier Fünftheile im Freiburgischen gewachsen.

Der Preiß des guten Rapsaats, welches noch vor dem, in der ersten Hälfte des Augusts, eingefallenem Regenwetter gedroschen worden, war fünf und funfzig Reichsthaler. Das übrige, was den Regen ausgestanden, wurde etwas geringer verkauft. Nehmen wir aber nur funfzig Reichsthaler, welches man ganz wohl, als den mittlern Preiß mehrerer Jahre ansehen kann, so haben diese fünf hundert Wispel fünf und zwanzig tausend Rthlr. baares Geld ins Land gebracht, eine nicht unbeträchtliche Summe für einen so kleinen Strich Landes, und eine gute Aufmunterung zu einem noch stärkern Anbau.

Es ist noch nicht gar lange, daß das Rapsaat in diesen Gegenden gebauet wird. Etwa vor dreyßig Jahren kannte es noch niemand, und es hat lange gedauret, ehe der handgreifliche Vortheil die natürlichen Vorurtheile überwinden können, womit viele gegen die Cultur desselben eingenommen waren. Der Mann verdiente eine Ehrensäule, der kühn genung war, zuerst dies Rapsaat hierselbst auf seinem Acker zu säen; unsere Kinder sollten seinen Namen stets mit Ehrfurcht nennen, allein wenige ihrer

itzt lebenden Väter wissen ihn. Ich weiß ihn zwar, diesen patriotischen Namen, und ich würde ihn gerne durch diese Schrift verewigen, wenn ich nicht fürchtete, daß dieser Mann, ob er gleich kein Jüngling mehr ist, dennoch dies papierene Denkmal überleben möchte. Gellerts Spinne macht mich so demüthig und furchtsam. Die sprach:

Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden,
Die Spinne nebst der Ewigkeit!

So mag er denn unbekannt und ungepriesen, in der stillen Zufriedenheit durch seine Versuche seinen Landesleuten, den Weg zur Verbesserung ihres Wohlstandes gewiesen zu haben, seinen Ruhm, seine Belohnung suchen! wenigstens ist sein Verdienst um die Kehdinger nicht viel geringer, als das Verdienst des P. Ticinius Meno um die Römer, welcher der Nachricht des Varro zufolge, im Jahr vierhundert und funfzig nach Roms Erbauung, seine Landesleute ihre Schaafe scheren lehrte, und zu dem Ende Leute aus Sicilien kommen liesse.

Doch diese Vorrede ist bereits lang genung; ich will michalso zu der Sache selbst wenden, und

1) von der Zubereitung des Landes;
2) von der Aussaat;

3) von

3) von den Krankheiten, und

4) von der Erndte und dem Gebrauch des Rapsaats reden.

I. Das mühsamste und kostbarste beym Rapsaatsbau ist die Zubereitung des Landes. Vor ein Paar Jahren schrieb jemand in den Hannöverischen Anzeigen, das Rapsaat wüchse in allerley Lande und der Acker könnte dazu nicht leicht zu schlecht seyn. Hier denkt man das Gegentheil; der Acker zum Rapsaat kann nie zu gut aber leicht zu schlecht seyn. Könnte in der Lüneburger Heyde Rapsaat wachsen, gewiß, sie würde bald aufhören eine Wüste zu seyn. Man hat eine geraume Zeit geglaubt, das Rapsaat könne nicht anders, als in Brachfeldern gebauet werden; nun hat man es zwar seit einigen Jahren in den Stoppel gesäet, allein, der Ertrag dieses letztern ist immer viel geringer, als des erstern, welches auch billig zwo Erndten verschulden muß. Die also Land genung haben, die pflegen noch immer zum Rapsaat zu brachen. Das beste Land dazu sind Weiden, die etwa sieben Jahr mehr oder weniger, nachdem der Boden gut ist, gelegen haben. Diese werden im ledigen Sommer, das ist, nach geendigter Sommersaat * viermal gebrachet, als-

* Einige pflügen noch mehr; als sieben mal. Man muß sich nur die viele Mühe nicht verdriessen lassen, sie belohnt sich reichlich:

Multum adeo, rastris glebas qui frangit inertes,
vimineasque trahit crates, invat arva: neque illum
Flava Ceres alto nec quicquam spectat olympo:
et qui proscisso quæ suscitat æquore terga
rursus in obliquum verso perrumpit aratro,
exercetque frequens tellurem, atque imperat arvis. *Virg.*

denn voll Mist gefahren, damit noch zweymal durchgebrachet und alsdann zur Saat gepflüget. Wenn in dem Lande noch Kley- oder Grabengahrde steckt, ists noch besser. Wer aber keinen Mist hat, der muß es bey dem blossen Brachen bewenden lassen.

Ich will einmal die Unkosten und den Werth eines Ackers berechnen, der aufs beste zum Rapsaat zubereitet ist, vielleicht daß diese Berechnung noch zu etwas anders, als zur blossen Curiosität, nützlich ist. Ich nehme hiebey einen * Morgen Landes an, der sieben Jahr zur Weide gelegen. Landüblich werden die beyden ersten Weide-Jahre nicht berechnet, jedes folgende Jahr aber bringt zehn ** Mark Gahrde ins Land. Fünf Jahr Weide-Gahrde betragen also: = = 50 Mkl.

Zu graben: sieben Spies tief, und acht Fuß weit, wie in den guten Gegenden gewöhnlich ist, die Ruthe vierzehn Schilling, sind für hundert und zwanzig Ruthen = = 105 Mkl.

Jedesmal zu pflügen und zu eggen, kostet ein Morgen etwa fünf Mark, sind die sieben mal 45 Mkl.

Wenn ein Morgen gut gedünget werden soll, braucht man darauf hundert und sechszig Fuder Mist, jedes Fuder auf dem Lande wird gerechnet zu sechs Schilling, beträgt = = 60 Mkl.

Hiezu

* Ein Morgen ist hundert und zwanzig Ruthen lang und etwa drey Ruthen zwischen den Graben breit.

** Ich gebe hier den kleinsten Fuß der Berechnung an, in einigen Gegenden wird die jährliche Weide-Gahrde sogar auf zwölf Mark gerechnet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0142
DFG

Hiezu die zweyjährige Landhauer zu dreyßig Mark : : : 60 Mkl.

Die ganze Summe eines also zubereiteten und mit Rapsaat besäeten Ackers, die Einsaat, als eine Kleinigkeit, noch nicht mitgerechnet, beträgt demnach : : 320 Mkl.

Eine ziemlich grosse Summe, die aber dennoch das Rapsaat, wenn es nur eine einigermassen fruchtbare Zeit ist, ganz reichlich im ersten Jahr wieder abtragen kann. Allein man muß nicht bloß auf diese erste Erndte rechnen. Ein also zubereiteter Morgen kann sieben und noch mehr der besten Erndten liefern, wenn nur ein oder ein Paar mal mit einer Sommersaat abgewechselt wird, damit das wilde Gras nicht so sehr Ueberhand nehme. Man kann auf gutem Lande wol zweymal hinter einander Rapsaat bauen, ja! ich kenne einen Mann, der auf einem Acker von zwey Morgen dreymal hinter einander Rapsaat säete. Im ersten Jahr erndtete er sieben Wispel, im andern Jahr fünf Wispel und im dritten etwan drey Wispel. Eine ganz gute Erndte im ganzen betrachtet, wobey er aber doch am Ende es bedaurete, daß er seinen Acker so ins wilde Gras gerathen lassen. Man sagt sonst, daß das Rapsaat eigentlich gar keine Gahrde wegnehme, und dies ist in einem gewissen Verstande ganz begreiflich. Da es eine Hülsenfrucht ist, und seine Körner kein Mehl sondern Oele geben, so muß es zu seiner Nahrung ganz andere Theilchen brauchen, als die übrigen mehlichten Feldfrüchte.

Man sieht ohne mein Erinnern ein, daß nicht alles Land auf die vorhin angezeigte Weise würklich zum Rapsaat zubereitet werde. Man säet es in Haber- Rocken- und

Bohnen-Stoppel und wenn das Land, wie man sagt, noch neu ist, so geräth es zuweilen ganz gut. Ja! ich habe Beyspiele gesehen, wo man selbst gesäetes Rapsaat, welches entweder beym Abmähen oder durch den Regen ausgeschlagen worden, stehen lassen, und davon eine eben so gute Erndte gezogen, als nur immer eine Wintersaat hätte eintragen können. Vermuthlich müßte es in Brachfeldern einer nicht gar zu schlechten Geest, wenn sie stark gedünget würden, nicht übel gerathen *.

II. Die Aussaat des Rapsaats geschieht sehr früh, man fängt damit sieben Wochen vor Michaelis und noch wol etwas eher ** an. Die, welche in den Stoppel säen wollen, müssen freylich ihre Erndte erst erwarten, allein wenn alsdenn der Herbst schlecht und der Winter hart ist, so laufen sie Gefahr, entweder ihr Rapsaat ganz zu verlieren, oder doch nur wenig zu erndten.

Der verwichene Winter machte zwar eine Ausnahme von dieser Regel. Das frühgesäete Rapsaat erfror entweder

* Das Alteland, dessen Einwohner doch sonst den Ruhm haben, sehr wirthschaftlich zu seyn, und dessen Boden wenigstens eben so fett ist, als der Kehdingische, bauet fast gar kein Rapsaat. Vielleicht können sie, weil dort die Ländereyen unter die Einwohner zu kleinern Theilen ausgetheilt sind, das Stroh nicht gut entbehren; und vielleicht gewinnet ihnen der Flachs- und Hanfbau, worauf sich die fleißigen Einwohner dieses Landes stark legen, mehr aus, als es der Rapsaatsbau thun würde.

** Hiernach beliebe der geneigte Leser dasjenige zu verbessern, was im 2ten Stück dieser Erfahrungen von Zeit das Rapsaat zu säen irrig angeführet worden ist. P.

der ganz, oder litte doch sehr viel, weil der wenige Schnee es gegen die lange und strenge Kälte nicht genug beschützen konnte; das spät gesäete und niedrig gebliebene Saat aber kam noch etwas besser durch den Winter; doch das war eine Ausnahme von der Regel, die man nicht zur Regel selbst machen darf. Es giebt mehr dergleichen Ausnahmen im Landhaushalt und Ackerbau, und der allmächtige Schöpfer und Regierer der Natur verfügt sie, damit der Landmann nicht zu viel auf seine Klugheit bauen, und dabey des HErrn seines Gottes vergessen, damit er nicht in seinem Herzen sagen möge: meine Kräfte und meiner Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet. 5 Mos. 8, 17. Wenn ich also meinen Acker mit dem besten Fleiß nach den Regeln bestellet habe, die eine lange Erfahrung, als die bewährtesten angiebt, so empfehle ich ihn dem Segen desjenigen, der Regen und fruchtbare Zeiten vom Himmel giebt, und unsere Herzen mit Speise und Freuden erfüllet. Man halte mir diese Betrachtung zu gut. Eine lange Erfahrung hat mich belehrt, daß wir zwar pflanzen und begiessen, daß aber GOtt das Gedeyhen dazu geben müssen, und daß es, ohne dies Gedeyhen von oben, umsonst sey, daß man frühe aufstehe, und hernach lange sitze, und esse sein Brod mit Sorgen *.

* Mein Sohn, den ich studiren lasse, erzählt mir viel von der Gottesfurcht der Heiden bey ihrem Ackerbau. Er mag die Erlaubniß haben die Stelle eines Mannes, den er den frommen Dichter nennt, herzuschreiben, so wie er schon vorhin es gethan hat:

In primis venerare Deos, atque annua magnæ
Sacra refer Cereri lætis operatus in herbis,
extremæ sub casum hyemis, iam vere sereno. — —
Cuncta tibi Cererem pubes agrestis adoret, Cui

Das Säen selbst, welches man mit unter die Kunststücke des Ackerbaues zählen kann, und welches der Hauswirth, wenn er nicht einen recht geschickten Knecht hat, gerne selbst verrichtet, muß so geschehen, daß aller Orts Körner und nirgends zu viel kommen. Wer so säet, daß eine jede Pflanze einen halben bis einen ganzen Fuß von der andern zu stehen kömmt, der hat ein Meisterstück im Saatwerk gemacht. Alsdenn pflegt eine jede Pflanze viele Nebensprossen zu schiessen, oder brav zu spranten, wie man es hier nennt, und viel und grobes Saat einzusetzen. Ists aber zu dicht gesäet, so dämpfen sich die Pflanzen, rauben einander die nöthige Fruchtbarkeit, bringen viel Stroh und wenig Saat. Man pflegt deswegen auf einen ganzen Morgen Landes auch nur ein Spint oder eine Metze Einsaat zu gebrauchen.

In den Niederlanden, wo viel Rapsaat wächst, soll man die Felder nicht damit besäen, sondern bepflanzen. Man säet nemlich im Herbst einige Flecke ziemlich dicht und verpflanzt es im Frühjahr, indem ein Mann mit Pflanzen im Korbe hinter dem Pfluge hergeht, und in jede Furche in gehöriger Entfernung und Höhe Pflanzen einlegt, die die folgende Furche bedeckt. Diese Methode, die, wenn das Erdreich mürbe ist, und es nach dem Verpflanzen

Cui tu lacte favos, et miti dilue baccho.
Terque novas circum felix eat hostia fruges,
omnis quam chorus, et socii comitentur ovantes,
et Cererem clamore vocent in tecta: neque ante
falcem maturis quisquam supponat aristis,
quam Cereri torta redimitus tempora quercu,
det motus in compositos et carmina dicat. *Virg.*

pflanzen nicht so stark trocknet, ihre grossen Vortheile zu haben scheint, macht hier niemand nach, entweder weil die Gewohnheit, diese souveraine Monarchin des Landmanns, es nicht haben will, oder, weil man überzeugt ist, daß das verpflanzte Rapsaat nicht so stark sprante, als das gesäete. Wenigstens will man noch in diesem Jahr die Erfahrung davon gehabt haben. Der verwichene Winter hatte auf allen Rapsaats-Feldern grosse Verwüstungen angerichtet, und am stärksten hatten die nach Norden liegenden Seiten gelitten. Man pflanzte also im Frühjahr fleißig um, und ob gleich die Witterung zu dieser Arbeit sehr günstig war, so breiteten die umgesetzten Pflanzen sich doch nicht sehr stark um aus, und ihr Nachwuchs machte, daß das Saat zu ungleicher Zeit reifte. Solten die umgesetzten Pflanzen wol zu viel Zeit darauf verschwenden um sich erst wieder zu bewurzeln und durch die nachher folgende Wärme gezwungen werden schnell in die Höhe zu treiben, ohne sich in viele Zweige ausbreiten zu können?

III. Das Rapsaat hat seine Feinde. Der ärgste darunter ist ein schlechter magerer Boden. Es kann Anfangs recht gut aufkommen, auch eine Zeitlang mit einem muntern Grün prangen; wenn es aber die wenigen vorräthigen Fruchttheile aufgezehret hat, und nun Noth leidet, so verwandelt es seine Farbe in ein blasses roth, ein gewisses Kennzeichen seiner Krankheit und ein Vorbote seines Todes.

Das Rapsaat ist eine Kohl- oder Rübe-Art. Es wird also auch von jener ihrem Erbfeinde, dem Erdfloh verfolgt; daß dieser aber nicht noch grössere Verwüstungen unter

unter dem Rapsaat anrichtet, als würklich geschieht, rührt wol daher, weil dies boshafte Insect vermuthlich auf den ordentlichen Saatfeldern und Wiesen keine sonderliche Nahrung findet und also auch seine Eyer nicht dahin legt.

Zuweilen leidet das Rapsaat auch an seiner Wurzel von dem Bähntwurm *, der sich aber doch eben nicht häufig sehen läßt.

Etwas Frost kann das Rapsaat zwar wol ertragen; indessen können ihm sehr harte Winter, ohne Schnee, leicht schädlich werden. Am allernachtheiligsten sind ihm die starken Nachtfröste im Frühjahr, vornämlich wenn alsdenn das Erdreich voll Wasser steckt.

Ganz selten findet sich auch wol zur Zeit der Blüte eine kleine schwarze Fliege ein, die sich in seine Blume einnistelt und wahrscheinlich den befruchtenden Staub oder Saamen verzehret. Wenn sich dies Ungeziefer in Menge einstellet so ist kein Rapsaat zu hoffen.

IV. Das Rapsaat reift nach der Mitte des Julius. Man bindet es nicht, sondern es bleibt so wie es Garbenweis gemähet ist, liegen. Alsdenn wünscht man sich ein Schauer Regen, wodurch das Saat gröber und schöner wird, und leichter aus den Hülsen fällt, und befragt den Himmel und den Calender um einen guten Tag zum Dröschen. Wer viel

Rapsaat

* Dieser Wurm hat seinen Namen von der Aehnlichkeit seiner Dicke mit dem Bähnt einer feinen Art Binsen, woraus man hier zu Lande Besemen bindet, welche besonders zum Reinmachen des Korns, sehr brauchbar sind.

Rapsaat bauet, pflegt es auf dem Felde zu dröschen, weil durch das Auf- und und Abstechen und Herfahren viel Saat spillet; weil es mühsam ist, das Stroh aus dem Hause wegzuschaffen; und weil es überdem gefährlich ist, da das Rapsaatsstroh sehr leicht Feuer fängt, hier aber die Unglücksvolle Gewohnheit herrscht, daß die Dröscher beständig Toback rauchen; eine Gewohnheit, die durch die strengsten Verordnungen verdiente verboten zu werden, gegen die aber dennoch die strengsten Verordnungen vergeblich seyn würden. Unglückliches Kraut! mußten wir dich aus Virginien hohlen, um unsere Häuser damit anzuzünden, und um aus dir einen Gift zu saugen, der unserm Leben einige Jahr früher, als die Natur will, ein Ende machet. Wer auf dem Felde dröschen will, der sucht etwa in der Mitte seines Rapsaats einen Platz dazu aus, zieht alle Stummeln sorgfältig auf, ebnet einen geräumigen Platz zur Dröschtenne, und läßt ihn auch wol vorher hart und eben schlagen; worüber demnächst das Dröschlacken ausgebreitet wird, wozu wol vierhundert Ellen Leinen erfordert werden.

Nun sieht der Hausvater voller Unruhe und Hofnung am weiten Himmel herum; und wenn ihm das Abendroth einen heitern Tag prophezeyhet; so geht er hin und bittet seine Nachbaren auf morgen zu Hülfe. Denn kommen wol dreyßig Mann frühe zusammen und essen begierig aus tiefen Schüsseln Kräfte zum mühsam-frölichen Tage. Wenn nun die Sonne den nächtlichen Thau getrunken, so eilt alles ins Feld. Einige tragen auf breiten Bahren, von leichten Latten gemacht, und mit Bettlaken belegt, das Rapsaat herzu; andere dröschen unaufhörlich, wobey sie sich ablösen; andere räumen das

Stroh

Stroh von der Tenne und noch andere schaffen es weiter weg. Schattenlos brennt die Sonne vom heiterem Himmel und allen tröpfelt der Schweiß vom braunen Gesichte. Da kömmt der Hauswirth! Hofnung sitzt ihm auf der Stirn und unter dem Arm trägt er eine grosse Flasche mit Brantewein. Trinkt, Kinder, und laßt es euch so sauer nicht werden! Alle nehmen denn einen tröstlichen Snaps! Und nun zittert aufs neue die Erde von munteren Schlägen, und bey Trinken und Dröschen nähert sich der erquickende Abend. Wiehernde Pferde fahren inzwischen das ausgedroschene Saat in vollen Säcken zu Hause, und der Hauswirth sieht voll Freude wenigstens drey Wispel auf seiner Hausdiehle liegen, die er Morgen rein macht und übermorgen zum Kaufmann bringt. In weiten Kesseln kocht nun schon lange die Wirthin die festliche Mahlzeit, frisches Rindfleisch und grosse Klütjen, und dicken Reiß und Weismuß; welches alles der ganze Trupp, der jauchzend vom Felde zurück kehrt, an langen Tischen fein langsam verzehret.

Das Rapsaat ist auch darum dem Landmann vortheilhaft, weil er daraus so viel Geld löset, als er nicht allein zu seiner übrigen Erndte, sondern auch wol gar zum Theil zu seinen Ausgaben auf Michaelis braucht, daß er also nicht nöthig hat, zu frühe seine übrigen Feldfrüchte zu dröschen und zu verkaufen. Der schlechte Wirth hat freylich sein Rapsaat schon lange vorher verkauft und verzehrt, ehe es reif wird, und der Kaufmann giebt ihm vor den Wispel eine oder auch wol zwo Pistolen weniger, als andern; aber ein guter Landwirth wartet mit dem Verkauf so lange, bis der Holländer im Haven liegt,

liegt, um es abzuholen. Alles Rapsaat, was hier herum an dem rechten und linken Ufer der Elbe gebauet wird, geht jetzt noch nach Holland, wo Oele daraus geschlagen wird, welches die Holländer uns und andern Ländern wieder verkaufen. Daß wir nicht viel Oelmühlen haben, wundert mich so sehr nicht, weil wir keinen auswärtigen Handel treiben, um es abzusetzen. So viel aber könnten wir doch wol verarbeiten, als wir selbst im Lande gebrauchen. Warum sollen wir eben den Holländern das Macherlohn dafür bezahlen? Allein so viel ich weiß, ist in ganz Kehdingen nur eine elende Roßmühle, die im ganzen Jahr wol kaum zween Wispel Saat verarbeitet. Doch habe ich neulich gehöret, daß im Lande Hadeln eine neue Oelmühle erbauet sey, die jährlich hundert und zwanzig Wispel Saat schlagen könne. So gar in Hamburg ist itzt, meines Wissens, keine Oelmühle; die einzige welche dort war, ist vor einigen Jahren in eine Walkmühle verwandelt, und doch treibt Hamburg einen starken Handel mit Oel, nicht nur ins Land, sondern es hat auch überhaupt vielen Verkehr mit Rußland, wohin die Holländer viel Oele bringen, weil die griechischen Einwohner dieses Landes es bey ihren Fasten zur Speise gebrauchen.

Ein Himten gutes Rapsaat wiegt acht und vierzig bis funfzig Pfund, daraus gewinnt man hier zu Lande nur dreyzehn höchstens vierzehn Pfund Oele *, welches zu nichts,

* In Holland soll man sechszehn bis siebenzehn Pfund heraus pressen. Dort macht man auch dreyerley Oel; den besten, zum Essen, und vielleicht verkaufen die klugen Holländer uns gar zuweilen den Rapsaats-Oel unter dem Namen von Baum-Oele wieder; den mittlern, zum Brennen; und den schlechten

nichts, als zum Brennen nützt und gebraucht wird. Zum Lederwerk, sowol zum Walken, als Einschmieren, braucht man lieber Thran als Oele, weil dies letztere das Leder brüchig machen soll. Ein Himpten Rapsaat giebt hier zwölf Oelkuchen, welche der meiste Mann dem Müller für Macherlohn läßt und noch vier Schillinge dazu giebt. Wer die Kuchen wieder nimmt, giebt acht Schilling für einen Himten zu schlagen. Das Dutzend Oelkuchen wird sonst zu sechs Schilling verkauft. Eingeweicht, und dem Hornvieh zu saufen gegeben, sind diese Oelkuchen eine gute Nahrung, die Milch aber pflegt doch einen widrigen Geschmack davon anzunehmen. Pferde fressen die Rapsaats-Kuchen nicht gerne; sondern lieber die vom Leinsaat, wodurch sie im Frühling nicht allein das alte Haar bald abwerfen, sondern die ihnen auch ein gutes Verwahrungs- und Hülfsmittel, gegen die sich alsdenn gemeiniglich äussernde Drüse sind.

Ich wäre wol gewillet, auch von dem Sommersaat etwas zu sagen, zu dessen Anbau ich meine Landesleute gern ermuntern möchte *, allein mich dünkt es sey Zeit aufzuhören.

Christian Georges.

dicken Oele zum Wagenschmier. Hiezu hat der Oel vor dem Thran darin einen Vorzug, daß er vom Wasser nicht so leicht, als dieser, abspület; aber er verdickt sich auch leichter, und setzt mehr Pech an, als der Thran.

* Der Herr Georges würde sich um seine Landesleute und um diese Blätter sehr verdient machen, wenn er zu einer bequemen Zeit auch diese Sommersaat beschreiben, und mir solches gütigst zuschicken wolte. P.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0152
DFG

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Drey und Zwanzigstes Stück.

Vom Weidenbaum.

Mein Herr!

In dem Xten und XIten Stücke Ihrer wirthschaftlichen Erfahrungen haben Sie dem Eichbaum einen Platz eingeräumet. Darf ich eben diese Ehre mir in einem Ihrer folgenden Blätter nicht auch für den Weidenbaum ausbitten? Ich werde dabey Gelegenheit haben: einem kleinen Aufsatz, den ich ehemals in dem Hannöverischen Magazin von diesem Jahre drucken lassen, eine mehrere Vollkommenheit zu geben, und zugleich über einige von Anderen daselbst gethane Vorschläge meine unvorgreiflichen Gedanken zu eröfnen. Wo ich mir ein und andere daselbst vorkommende Nachrichten zu Nutzen machen kann, da wird solches zweifels ohne mit ihrer Herrn Verfasser Genehmhaltung geschehen dürfen, wenn ich gleich die Blattseiten nicht namentlich anführe. Ich suche durch diese Erklärung

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0153
DFG

mich gegen eine gewisse mögliche, aber unangenehme Beschuldigung, aufs Beste zu verwahren.

Es giebt verschiedene Arten der Weidenbäume. Ich will nur die gewöhnlichsten derselben namhaft machen.

1) Die schwarze Weide. Sie heißt sonst auch Sprockwichel. Ihr Holz ist brüchig. Wenn man ziemlich starke Gipfelstämme daraus ziehen kann; so lassen sich daraus, so lange sie gesund sind, Diehlen schneiden, die man im Trockenen wohl gebrauchen, sonderlich aber zu allerhand Drechsler-Arbeit verwenden kann. Die Tischler können sich ihrer gleichfalls mit Nutzen bedienen.

2) Die Bruchweide, niedersächsisch: Brokwieth. Sie wächset in Sümpfen oder Brüchen, (Bröken) ist in ihren Bestandtheilen ziemlich zähe, und dienet nicht bloß zur Feurung; sondern auch zu allerhand dauerhaften kleinen Hausgeräthe.

3) Die weisse Weide, oder im plattdeutschen de Gählwieth, ist eine starke und schlanke Staude, giebt lange gerade Zweige, und lässet sich gut zu Bügel- und Korbwerken gebrauchen.

4) Die Soolweide, oder plattdeutsch Beenwieth, giebt jährlich ihre zarten Gerden (Loden) oder Zweige dem Korbmacher zu allerhand Geräthe, dem Fischer zu Fischkörben und Buhnen, dem Gärtner zum Anbinden, und sonst jedem Landwirthe zu manchem unentbehrlichen Gebrauch.

5) Die Zwergweiden, (Kneewicheln, Kneepaten, Kniggen, Kleyen) sind nichts anders, als abgekürzte Weidenzweige, die man bis auf eine Queerhand hoch in die Erde, statt hochstämmigen Pellwicheln, steckt. Diese dienen insonderheit den Korbmachern zu allerhand feiner Arbeit.

6) Die

6) Die hohe Stamm- und Pollweide. Und diese ist es eben, von der ich hier besonders zu handlen gedenke.

Sie gehöret zwar nicht zu dem harten Holze, und kann also bey der Baukunst, es sey im Trockenen, oder im Wasser, ausser was mit Faschinen geschiehet, nicht gebraucht werden. Gleichwol ist der Nutze derselben so vielfältig, daß ich zweifele, ob sie, ausser den Eichen, Büchen und Tannen, irgend einer Art von unsern einheimischen Bäumen etwas nachgebe. Und dies wird die Bitte, die ich für die Weide an Sie, mein Herr! vorhin gelangen lassen, rechtfertigen. Ihnen aber, wenn Sie derselben Statt geben, bey Ihren Lesern zur Entschuldigung dienen können.

Zu Körben von allerhand Gattungen und zum Zaunwerk schickt kein Holz sich so gut, als die Zweige der Weiden. Sie sind allenthalben, auf der Geest sowol, als in der Marsch, von unläugbaren Nutzen. Aber der Einwohner der Marsch hat, zumal in gewissen Gegenden, doch besonders Ursache, sich die gehörige Pflanzung und Wartung der Weiden bestens empfohlen seyn zu lassen: weil die Teiche in der Marsch und deren Lage ihn an sehr vielen Orten zwinget, von Zeit zu Zeit sehr viele Fläken anzuschaffen.

Um allen meinen Lesern verständlich zu werden, muß ich folgendes alhier hinzusetzen.

An dem Altenlande, worin ich wohne, fliesset, so wie auch an dem Lande Kehdingen, die Elbe gegen Norden her. Diese ist mit einem hohen Teiche eingefaßt, wodurch ihre hohen Fluthen verhindert werden, sich über das Land, zu desselben grossen Nachtheil, zu ergiessen. Hin und wieder hat dieser Teich ziemliches Vor- oder

Aussenland. Und da hat der Teich nicht gar viele Gefahr. Denn auf dem hohen Aussenteichs Lande bricht sich die Gewalt der stürmenden Wellen zur Zeit hoher Fluthen. Aber an verschiedenen Orten fehlt es gänzlich an Vor- oder Aussenlande, und die Elbe gehet hart am Fusse des Teichs her. Wie sie nun daselbst bey Eisgängen, beym Sturmwind und hohen Fluthen, leicht sehr vielen Schaden anrichten, und den Fuß des Teichs ausspülen, ja! wol gar den Teich selbst wegreissen kann; also muß der Teich daselbst mit Fläken beschlagen und verwahrt werden. Dies ist ein längliches, viereckiges Flechtwerk, zu dem sich kein Buschwerk so vortreflich schickt, als die Zweige der Weidenbäume. Diese Flüken werden den Teich hinunter, bis in die Elbe gelegt, und denn mit Ellern Pfälen, durch deren oberes Theil ein Querholz, so man hier eine Scheide nennet, gehet, auf den Teich festgeschlagen, damit die Gewalt der schlagenden und reissenden Wellen, die zur Ebbezeit den meisten Schaden thun sollen, gebrochen, und das wegspülen der Teicherde verhindert werde. Zu diesem Behuf pflanzen die Einwohner der Marsch hier im Lande, besonders aber die Altenländer, allenthalben, wo sie nur füglich können Weiden. Man wird sehen, daß bey ihnen fast kein Stück Landes anzutreffen sey, das nicht, wo nicht an beyden, doch wenigstens an einer Seite hinunter damit besetzt sey.

Eben deswegen halte ich es der Mühe auch werth zu seyn, dem Weidenbaum meine Aufmerksamkeit zu widmen, und kürzlich zu zeigen, was man theils bey der Pflanzung, theils auch bey der Nutzung desselben zu beobachten habe. Denn unerachtet er sehr leicht an- und fortkommt; so ist es doch gar nicht gleich viel, wie man in Absicht auf diese beyden Stücke handle. Bey einem verkehrten Verfahren

mit

mit demselben werden viele Paten gar nicht ankommen, viele Stämme aber zu der Zeit, da sie den besten Nutzen geben könnten, schon wieder in die Verwesung zu gehen anfangen, und endlich gar absterben und verderben.

Was die Zweigen, oder Paten, die man setzen will, anlanget; so muß man dabey nachfolgendes beobachten:

1) Sie müssen nicht von ganz alten Bäumen, die bereits hohl und marklos geworden sind; sondern von jungen, frischen und gesunden Bäumen genommen werden.

2) Sie müssen selbst nicht zu jung seyn: weil sie sonst gerne stocken; sondern wenigstens vierjährig seyn. Wer gar fünf bis sechs jähriges Holz dazu stehen lässet, der wird finden, daß er dabey nicht übel fährt.

3) Sie müssen weder ein zu weiches Holz, noch eine gar zu grosse Markröhre (Peddig) haben, dahingegen aber mit einer dicken und starken Rinde versehen seyn.

4) Sie müssen aussen mit einem scharfen Werkzeuge abgehauen und beschnetelt werden, um das schädliche Schinden, (Kaddeln) und Schaben, welches Brand und Fäulung verursacht, zu verhüten.

5) Das Hauen der Zweige, die gesteckt werden sollen, geschiehet gegen dem Ende des Februarii, oder im Anfange des Märzes. Daß das letztere Mondesviertel dabey, nach der Practik mancher Hausleute, nothwendig beobachtet werden müsse, davon bin ich noch nicht überzeugt: zweifele auch, ob mich jemals jemand völlig davon überzeugen werde.

6) Wenn man sie, aus einer oder andern Ursache, sobald nicht pflanzen kann, so stecken einige, sonderlich auf der Geest, sie mit dem Ende, welcher demnächst in die Erde zu stehen kommen soll, mittlerweile in Sand, der

weder zu trocken noch zu feucht ist. Dadurch wird sowol das Ausdorren der Paten, als das Auslaufen junger Wurzeln an denselben verhütet. In der Marsch aber, wo der Sand ohnehin ziemlich selten und rar ist, läßt man den Busch so lange, bis man bald zum Pflanzen kommen kann, auf der Hofstelle unausgehauen liegen, und wenn man die Paten daraus gehauen hat; so legt man sie ein paar Tage vorher, ehe man sie pflanzt, ins Wasser. Dadurch erholen sie sich, wenn sie etwa schon ein wenig welk geworden seyn sollten, wieder, und ziehen die zum Fortkommen nöthige Feuchtigkeit an sich. Nur muß man sie ja nicht zu lange im Wasser liegen lassen: wenigstens so lange nicht, daß unten an den Paten junge Wurzeln auslaufen. Diese werden zum Nachtheil des Patens, bey der Arbeit des Einsetzens, leicht abgestossen. Ja! ich getraue mich zu behaupten, daß eine Pate, die, vor dem Setzen, schon Wurzeln im Wasser geschlagen hat, niemals ankomme.

7) An dem Ende des Zweiges oder der Pate, der in die Erde zu stehen kommen soll, muß die Rinde, (Borke) weder aufgeritzet, noch sonst auch von dem Holze los gemacht seyn.

Faule und gemächliche Hauswirthe, oder Knechte, pflegen bey dem Pflanzen der Weidenpaten wol also zu verfahren, daß sie mit den Paten, die sie setzen wollen, selbst das Loch stossen, darin sie zu stehen kommen sollen. Was ist es aber Wunder, daß auf diese Weise die mehrsten derselben nicht ankommen? da dadurch die Borke theils verletzt und aufgerissen, theils auch von seiner natürlichen Verbindung mit dem Holze losgerissen wird.

Die noch klüger verfahren wollen, nehmen ein Brecheisen, stossen damit erst ein Loch, und setzen die

Pate

Pate hernach darin. Selten aber sind die Brecheisen so dick, als die Zweige oder Paten, die man setzen will. Und dyher tritt bey dieser Methode eben der Nachtheil doch wieder ein, dessen ich vorher gedacht habe.

Noch andere wählen einen Pfahl, der dicker ist als die zu setzende Zweige oder Paten, treiben ihn durch Schlagen in die Erde, wenigstens zwey Fuß tief hinein, reissen ihn so dann, vermittelst eines Strickes und Querholzes wieder heraus, werfen ein Paar gute Hände voll mit Mistlache getränkter und ein wenig wieder abgetrockneter guter Gartenerde in das entstandene Loch, senken den Weidenzweig vorsichtig und also hinein, daß die Rinde nirgends anstosse, sich auflöse und abstreife, erfüllen den Zwischenraum mit gleichmäßiger guten Erde, und treten den umherliegenden Grund fest. Bey dieser Methode habe ich nur dies zu erinnern, daß durch das Eintreiben eines dicken Pfahls die Erde um und unter die einzusetzenden Zweige oder Paten, dichter und harter wird, als es billig seyn sollte. Daher kann es geschehen, daß manche von denselben nicht ankommen und gedeyhen.

Ich halte es also immer noch mit denen, welche sich die Mühe nicht verdriessen lassen, mit einem Spaden eine, wenigstens zwey Fuß tiefe Grube zu graben; auf die Weise, wie man Obstbäume pflanzt, die Zweige oder Paten hinein zusetzen; und die Erde umher nur mäßig festzutreten. Nach dieser Methode wird nicht leicht einer von den gesetzten Zweigen oder Paten ausgehen: gesetzt auch, daß der Boden etwas sandig oder trocken seyn sollte.

Ich weiß zwar wol, daß einige im letztern Falle rathen, unter die zu setzenden Zweige oder Paten einen alten Mauer- oder Feldstein, oder etwas von einer alten Dachziegel zu legen, weil ihnen dadurch mehr Feuchtig-

keit geschaft oder erhalten werde. Allein mich dünkt diese Sorgfalt sehr überflüßig zu seyn. Zwey Fuß tief stehenden Paten wird es nie an der nöthigen Feuchtigkeit fehlen: insonderheit nicht in der Marsch.

Einige glauben, daß es vom besonderen Nutzen sey, und sonderlich das Hohlwerden der Weiden verhüte, wenn man an dem Ende, der in die Erde zustehen kömt, in den Peddig einen Pflock vom festen Holz, etwa 1 Zoll lang, einschlage. Die Wahrheit zu sagen, so traue ich diesem Rath nicht viel. Wenigstens halte ich ihn für diejenigen ganz unnöthig und überflüßig zu seyn, welche dem Zweige oder Paten, bey ihrer Setzung einen alten Mauer- Feld- oder Dachstein unterlegen. Besser und von mehrern Nutzen hielte ich es zu seyn, wenn man, wofern man den Zweig oben abstuzte, daselbst einen dergleichen Pflock einschlüge, um zu verhindern, daß, wenn der Peddig durch die Sonnenhitze zusammen trocknet, der Regen daselbst nicht einen bequemen Platz finde, sich zu sammlen und eine Fäulniß zu veranlassen. Aber man wird auch dieser Künsteley überhoben seyn können, wenn man die zu setzenden Zweige oder Paten oben nicht abstutzt; sondern ihnen ihre Spitzen läßt, die kleinen Seitenzweiglein aber, bis auf einige der obersten behende, und ohne daß irgendwo eingerissen werde, abschneide, sie alsdenn in das gegrabene Loch setze und befestige, vom ersten Frühlinge an bis Jacobi die gar zu niedrig auskeimenden Sprossen, so oft es Noth thut, vom Stamme behende abnehme, und die Bäume volle zwey Jahre in solchen Stande stehen lasse; alsdenn aber eine Säge mit scharfen und weitgeordneten Zähnen zur Hand nehme, und mit einer Vorsicht, die auch das kleinste Splittern und Spalten vermeidet, den Stamm sieben oder acht Fuß hoch über der Erde, mit

einem

einem etwas schrägen Schnitt, damit das Regenwasser oben auf dem Stamme nicht stehen bleiben dürfe, sondern ablaufen könne, abschneide, und ihn denn mit einem aus Leimen (Thon oder Kleyerde) und Kuhmist gemischten Klumpen zudecke. In diesen zwey Jahren liefert der Stamm zwar nicht viel Holz: aber er wird desto stärker, und hält seinen Herrn mit der Zeit schadlos.

Man möchte zwar fürchten, daß, wenn man die Zweige oder Paten mit ihren Spitzen pflanzte, selbige dem Winde gar zu sehr ausgesetzt seyn, und dieser gar zu gute Gelegenheit haben mögte, sie in der Erde los zu machen, und daß eben daher so viel wenigere von ihnen bekommen mögten. Allein, wenn die Zweige zwey Fuß tief in die Erde gesetzet sind, und die obere Erde üm dieselben her etwas feste angetreten ist; so ist dies gar nicht zu besorgen: zumal da sie in dem ersten Jahre eben noch keine schwere Köpfe kriegen, in dem zweyten aber sich schon stark genung bewurzelt haben. Ich bin vor einiger Zeit durchs Land Hadeln gereiset, und habe daselbst viele Weidenpaten mit ihren Spitzen gepflanzet, und wol angekommen gesehen.

Der Nutze, den man von dem Weidenbaum zu erwarten hat, ist kein andrer, als der aus dem Hieb seiner Zweige entstehet. Hier muß man nun wohl zusehen, daß derjenige, der ihn behauen, oder, wie man hier sagt, pollen soll, nicht mit einem stumpfen Werkzeuge ins Creuz und in die Quere hineinhauen, und die Zweige gleichsam abnage, (abkaddele) der geringste ungerathene Hieb muß also fort mit einem scharfen Messer abgeebenet werden. Sonst giebts Fäulung, und denn wird der Stamm, über kurz oder lang, hohl. Eben dies geschiehet auch alsdenn, wenn die Zweige, nach bereits ausgebrochenem

brochenem Laube, abgehauen werden: denn alsdenn kann der aus den Wurzeln aufsteigende Saft sich nicht vertheilen; sondern bleibt stehen, fänget an zu stocken und macht die Bäume platzen. Letzteres geschiehet auch alsdenn, wenn man ohne Discretion alle und jede Stangen, grosse und kleine, weghauet. Die Weiden platzen oft mit einem solchen Knall, als wenn eine Pistole los geschossen würde. Nachher werden sie ollmich (verfaulen,) geben wenigen Busch, brechen leicht vom Winde, oder wegen der Schwere ihres Kopfes ab, und gehen aus.

Es ist wahr: die Weide ist, wie Hr. Georges in dem XIIten Stücke Ihrer Landwirthschaftlichen Erfahrungen, S. 185 sagt, nicht zu einer solchen Ewigkeit, die der Eiche bestimmet ist, erschaffen. Allein sie ist an und für sich selbst doch so sterblich und bald vergänglich nicht, als man wol denket. Ich kenne wenigstens Weiden, von denen ich zuverläßig weiß, daß sie schon über funfzig Jahr alt sind. Und wer weiß, wie lange sie vor meinem Denken schon da gewesen sind? Fragen Sie die ältsten Hausleute in ihrer Gemeine; so werden etliche derselben Ihnen Weiden zeigen, die sie mit dem Lande von ihren Vätern und Großvätern geerbt haben. Und fast sollte ich kühn genung seyn, zu behaupten, daß ein wohl gewarteter Weidenbaum wenigstens hundert Jahre dauren könne.

Auch darin gebe ich dem Hrn. Georges Recht, daß eine an einem fruchtbaren Orte gepflanzte Weide schon im vierten Jahre anfange, sich zu verzinsen. Allein darum wollte ich ihm doch nicht nachsprechen: Sie mag immer nach zwanzig oder dreyßig Jahre verdorren. Alsdenn pflanze ich in ihrer Stelle eine neue. Denn wie wenig ist es doch, was eine junge Weide in ihrer

Jugend

Jugend abwirft. Alsdenn, wenn sie etwa zwanzig Jahr alt ist, fängt sie recht erst an, ergiebig zu seyn. Es ist daher für Hauswirthe, sonderlich in der Marsch, immer ein Schade, wenn seine Weiden frühzeitig platzen, verfaulen, umfallen und ausgehen.

Dies zu verhüten hat man den Rath gegeben, man solle nicht alle und jede Zweige vor der Faust weghauen, sondern einen oder andern von den Grossen darauf stehen lassen, durch welchen der Stamm sich des aus der Wurzel heraufstretenden vielen Saftes entledigen könne. Dieser Methode folgen fast alle Einwohner des Altenlandes, und sie haben den Vortheil davon, daß sie die Stämme ihrer Weidenbäume desto länger erhalten. Allein es ist auch wol zu merken, daß man diese stehen gebliebene Zweige länger nicht dulden müsse, bis man gewahr wird, daß sich viel neuer Ausschlag um den alten Poll des Stammes zeige. Denn läßt man sie länger stehen, so kann der neue Ausschlag nicht zu Kräften kommen, sondern die alten stehen gebliebenen Zweige ziehen allen Saft an sich, und treiben an ihren eigenen Spitzen selbst wieder Zweige, und solchergestalt wachsen gleichsam Bäume auf Bäumen.

Andere stehen in den Gedanken, sie könnten das Platzen, Verfaulen und Absterben der Weidenbäume verhindern, wenn sie die Zweige nicht platt am Stamme weghaueten, sondern sie etwa einen halben Fuß hoch über demselben, und mit demselben ein oder anderes Auge, darans ein neuer Zweig hervorschiessen kann, stehen liessen. Dieser Methode gedenket der Hr. Georges. Und sie hat nichts wieder sich, als daß man, da man bey jedem Pollen von den abzuhauenden Zweigen einen halben Fuß stehen lassen müßte, endlich Weidenbäume, die viele

Köpfe,

Köpfe, oder das Ansehen hätten, als ob sie mit vielen Krähennestern besetzt wären, ziehen würde. Da man endlich auch bey dieser Methode doch immer noch ein oder andern Zweig bis ins Frühjahr hinein stehen lassen müßte, um dem aus der Wurzel aufsteigenden Saft einen Raum, wohin er sich ergiessen könne, zu lassen; so ziehe ich die vorige Methode der itzt angeführten stets noch vor.

In dem Hannöverischen Magazin habe ich irgendwo diese Vorschrift gelesen: "Man lasse eine oder zwo "Stangen unabgehauen stehen, schneide solche nahe am "Stamme, einer Spannen lang, nach der Art, als wollte "man einen Böttcherreif machen, mit einem Messer ein, "biege selbige in einer horizontalen Lage nach einer neben"stehenden Weide und befestige das Ende daran. Diese "Stangen, welche geschnetelt und am Ende gestuzt wer"den, treiben nicht allein im Frühlinge viele gerade stehende "Loden, sondern der Kopf der Weide läuft zugleich desto "schöner aus, und eines wächset mit dem andern überaus "munter fort. Wenn die Weiden nach der Schnur ge"pflanzt sind, so macht diese Methode nicht nur ein gar "artiges Ansehen, sondern sie liefert auch die Hälfte Busch "mehr, als man sonst erhalten hat. „

Darf ich sagen, mein Herr! was ich bey und von diesem Vorschlage gedenke? Zuerst würden unsere Altenländer von denselben noch zur Zeit keinen sonderlichen Gebrauch machen können. Denn so viele Weidenbäume sie auch haben; so stehen doch wenige so nahe bey einander, daß die Spitzen ihrer Zweige, wenn sie eingeschnitten und niedergedrückt würden, sich ein ander berühren könnten. Und hiernächst wollte ich ihnen auch eben nicht rathen, ihre Weidenpaten darum künftig so dicke zu stecken, daß sie diesen Vorschlag befolgen könnten. Denn ausserdem

daß

daß die von den niedergelegten Zweigen aufschiessende Loden dem Winde sehr ausgesetzet seyn, und von demselben, wenn er sehr stark wehete, gewiß umgeworfen werden würden, würden sie, wenn dies auch nicht geschähe, dem Lande und Getraide doch sehr nachtheilig seyn, weil sie eine ganze Wand von Schatten auf dasselbe werfen würden. Und endlich kann ich nicht bergen, daß die ganze Vorschrift mir mehr ein Spielwerk eines müßigen Theoretikers, als ein ernsthafter Vorschlag eines erfahrnen Oeconomikers zu seyn scheine.

Ich wüßte noch wol eine andere Methode, dem Platzen, Verfaulen und Ersterben der Weidenbäume zuvorzukommen: nur besorge ich, daß unsere Hausleute um deswillen von derselben keinen Gebrauch machen dürften, weil sie mit etwas mehr Mühe, als ihr gewöhnliches Pollen, vergesellschaftet ist. Ich wollte ihnen nämlich rathen, ihre Bäume nicht all ums dritte oder vierte Jahr ganz kahl ab, sondern jährlich nur die größten Zweige, so viel sie nöthig hätten, aus denselben aushauen zu lassen. Solchergestalt würde es ihnen nie am Busch fehlen, und der aufsteigende Saft würde aus Mangel der Zweige, darin er sich hinlänglich ergiessen könnte, nie gezwungen werden, eine Gewaltthätigkeit am Stamme auszuüben, und ihn zu zersprengen.

Noch einen Einfall! wenn man den Weidenbaum ja ganz rein und kahl gepollet hat; so ritze man gegen die Zeit, da diese Bäume sonst auszuschlagen pflegen, mit einem scharfen Messer ein oder andere Ritze in die Borke des Baums von unten bis oben hinauf, doch nicht so tief, daß die Ritzen ganz durch die Borke und ins Holz gehen. Es ist dies zwar nur ein Einfall, der noch zur Zeit nur auf meiner Studierstube und aus blosser theoretischer Speculation erwachsen. Aber auch die Praxis soll mich lehren, ob dieser Handgriff bey den Weidenbäumen wider das Aufplatzen, Einfäulen und Absterben so dienlich ist, als er bey den Obstbäumen in einer andern Absicht zu seyn pflegt. Möchten nur mehrere mit mir geneigt seyn, Erfahrungen hierüber anzustellen, und zu samlen. Ich bin stets

Mein Herr!

Dero

ergebener Diener
P. S. J**.

St **.
den 22sten November,
1768.

Anleitung

Anleitung wie der Hopfenbau vortheilhaft könne angestellet werden.

Der Hopfenbau macht zwar keinen besondern Zweig der Handlung in diesem Lande aus, dennoch aber bauen viele Landleute davon so viel, als sie zu ihrer eigenen Nothdurft gebrauchen. Vielleicht könnte er mit vielem Vortheile gebauet und verkaufet werden, wenn man denselben gehörig zu handhaben wüßte. Folgende Anleitung, wie der Hopfenbau vortheilhaft könne angestellet werden, wird daher dem Landmann um so viel angenehmer seyn, als in derselben nicht nur die Fehler gezeiget werden, die bey der Anlage eines Hopfengartens oftmals vorgehen, sondern auch die Art und Weise gelehret wird, wie man solche Fehler verbessern könne.

I. Die Fehler, die bey der Anlage vorfallen können, sind folgende:

1) Wenn man zu der Anlage einen Platz bestimmet, der gar zu frey liegt, und keinen Schutz hat.

2) Wenn die Erde nicht vorher rein gemacht und gut zubereitet worden;

3) Wenn die Pflanzen gar zu nahe an einander gelegt werden;

4) Wenn die Frucht gar zu schattig stehet und keine rechte Luft hat;

5) Wann allzuviel Ranken an die Stangen hinan laufen und daraus im Obern Nester entstehen;

6) Wenn die über die Stangen laufende Hopfen-Ranken nicht abgehauen werden;

7) Wenn die Erde bey den Hopfen-Wurzeln nicht immer rein und mürbe gehalten wird.

II. Die

II. Die Verbesserung der Fehler geschicht also:

a) Legt man die Hopfen-Wurzeln in Betten, wo man im Garten oder Felde will; jedoch, daß die Frucht gute Erde, Luft, Freyheit, einigen Schutz und die Morgen- und Mittagssonne haben möge. Mit deren Anlage verfahre, wie bey den Türkischen Bohnen.

b) Das Bett, worin die Wurzeln eingesenkt werden, ist zwey Ellen breit; die Länge aber nach der Gelegenheit jeden Orts funfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Ellen. Die beste Lage ist, wenn es der Länge nach, von Osten nach Westen laufen kann.

c) Wofern die Erde nicht durch und durch gut ist, wird sie in der Mitte des Betts einer Ellen tief und breit ausgehoben. Man legt die oberste gute Erde, wenn man sie vorher von allen Queck- und andern Unraths-Wurzeln wol gereiniget, an einer Seite der länglichten Grube; die unterste schlechteste Erde hingegen gräbt man aus, und schaffet sie gänzlich weg. Die gereinigte gute Erde legt man sodann unten, und füllet den obern leeren Theil mit anderer guten Erde, jedoch ein wenig höher, als vorher, völlig aus. Es ist sehr gut, wenn man diese Erde mit einiger alten Kuh- oder Schweins-Dünge vermischet.

d) In solchem Bett werden zwo Pflanzen-Reihen nach der Schnur gemacht. Ich setze nun den Fall, es wäre das Bett zwanzig Ellen lang, so werden vierzig Pflanzen darin angebracht. Eine Reihe läuft von den Mittelpunct des Bettes an zu rechnen, sechs Zoll nordlich und die andere sechs Zoll südlich. Weil jede Wurzel eine Elle nach der Länge, und einen Fuß nach der Breite von einander und zwischen einander, wie weisser Kohl, gelegt wird; so siehet man leicht, daß in jeder Reihe zwanzig Pflanzen befindlich sind. In solchen gemachten zwanzig Löchern werden die Pflanzen gerade, und zwar so eingesteckt, daß nur die Augen einigermassen Luft haben, die Erde wird fest zugedrückt, so ist die Pflanzung geschehen.

e) Weil man viele Exempel hat, daß solche neue und wohl gelegte Pflanzen schon im ersten Sommer reichliche Früchte geben; so giebt man jeder Pflanze ihre Stange. Das Loch zu dieser Stange wird ein wenig ausserhalb der Pflanze mit einem Pfahlbohrer gemacht. Die Stange soll oben einwärts gerichtet seyn, darum das Loch im innern etwas auswärts gehen. In der Mitten des obern Theils wird ein Balken zwischen den Stangen eingelegt, und jede Stange mit einer Weide an diesen Balken fest gebunden; so kann der Wind keinen Schaden thun.

f) In den folgenden Jahren müssen nicht mehr, als drey, höchstens vier Ranken die Stange hinan laufen. Wer die Pflanzen nicht selbst ziehen will, der schneidet alles übrige dicht an der Erden ab. Er kann das Abgeschnittene als ein beliebtes und gesundes

Futter

Futter dem Vieh geben. Hält er nun den Hopfenboden immer locker und rein, so wird die Frucht um so viel grösser und schöner. Ich lege den Ueberfluß an Ranken, jede für sich, in die geöfnete Seitenerde nieder, bedecke sie mit Erde bis an den Gipfel. Diese werden im März des folgenden Jahrs an beyden Seiten nach der Schnur mit einer scharfen Spate abgelöset, und nach den Augen und Gelenken zerschnitten, Pflanzen daraus gemacht.

g) Wenn die Ranken anfangen über die Stangen zu laufen, so muß der Gipfel immer kurz gehalten und abgehauen werden. Dadurch werden die schädlichen Nester im obern verhütet; die Fruchtzweige treiben Buschweise seitwärts, und die Fruchtbarkeit von unten auf wird weit stärker, weil die Sonne und Luft besser durchstreichen können.

h) Im Herbst kann man den Boden mit alter Kuh- oder Schweins-Dünge, oder nur mit Buchwaitzenstroh verpflegen; im Frühling aber müssen die Betten umgerührt, und rein gemacht werden.

i) Je mehr man im Frühling den Hopfenboden behackt, und den Ueberfluß der Wurzeln ausrottet, desto besser und schöner gedeyhen die Hopfenfrüchte.

k) Wenn der Hopfenboden zehn Jahr lang Früchte getragen, nimt eine jede Hopfensorte an ihrer Grösse ab. Wer also immer gute Hopfen haben will, der muß sich darnach in seinen Anlagen richten.

l) Ueberhaupt ist die vornehmste Regel bey dem Hopfenbau diese: Man muß den Boden in- und neben den Hopfen immer gut rein und frey vom Unkraut halten.

m) Wenn man nach vorangeführter Vorschrift ein erwähltes Stück Landes mit Hopfen besetzen will, so schlägt man eine Schnur nach der Breite, und steckt sechs Ellen von einander einen Pfahl ein. Die Länge der Betten ist beliebig. Diese Pfähle bezeichnen den Mittelpunct aller zweyelligt breiten Betten, die darin nach vorbeschriebener Art können angelegt werden. Von daher kann ein jeder Liebhaber die Anzahl der benöthigten Pflanzen mit leichter Mühe überrechnen. Zwischen den Betten können wechselweise Krubbohnen, Kartüffeln oder Rüben angebauet werden. Solche das Land rein haltende Früchte geben Anlaß, daß der Hopfen überall kann rein und mürbe bleiben; die Hopfen haben besser Luft und Sonne, und die Früchte gerathen schöner. Mit diesen Zwischenbetten kann nach zehn Jahren ein Wechsel in den Anlagen getroffen werden.

n) Die Anlage in Bergen ist gar nicht zu verwerfen, wenn nur der Boden mürbe und rein gehalten wird. Dazu aber giebt die vorangeführte Art und Ordnung im Anlegen eine bequemere Gelegenheit.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0168
DFG

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Vier und Zwanzigstes Stück.

Von der Art zu bleichen, im Lande Kehdingen, Herzogthums Bremen.

Es sind verschiedene Methoden zu bleichen bekannt, die mehresten aber sind der Absicht würklich hinderlich, machen das Leinen mürbe und erfordern viele Zeit.

Kaum werden die, welche das Leinen, nachdem es von der Beuche genommen worden, auszuspühlen und aus zu klopfen pflegen, glauben, daß dieses grade der Weg sey, um das Bleichen des Leinens zu verzögern. Und doch ist nichts gewissers, als dieses. Die Lauge die ihre Kraft in der Beuche an dem Leinen beweiset, die ist ihm auch auf der Bleiche noch vortheilhaft. Der Einwurf, den man von den Flecken vielleicht hernehmen könnte, die sich in dem Leinen befinden, das nicht völlig

ausgelauget ist, beruhet bloß auf Vorurtheile und wird durch das folgende völlig gehoben werden.

Einige schmieren das Leinen, ehe es auf die Beuche geleget wird, mit brauner Seiffe. Ein schlechtes Verfahren! Denn das Leinen muß einige Stunden in der Seiffe liegen und der Augenschein lehret, daß es gelber wieder aus der Beuche kömt, als es hineingeleget worden, ob gleich die Seiffe bereits gebleichtes Leinen von dem Schmutze reiniget, zu geschweigen, daß die Schärfe des Seiffenwassers, das Leinen, wenn es lange darin lieget sehr angreifet und mürbe machet. Ich läugne nicht, daß es mit der Zeit doch weiß werde. Denn was die Beuche mit Seiffe verdorben, das wird in der Bleiche wieder gut gemacht. Und dieses geschiehet so ofte, bis das Leinen die gehörige Weisse erhalten hat.

Auf einigen öffentlichen Bleichen giebt man gar Kalk unter die Asche, mit welcher man beuchet. Ein Verfahren, das durch ein öffentliches Verboth verdiente gehindert zu werden. Denn dergestalt gebeuchtes Leinen, wird zwar sehr weiß, allein der Kalk durchfrißt das Leinen dergestalt, daß man oft in der ersten Wäsche, schon Löcher darin antrift, wenigstens wird man mit Kalk gebeuchtes Leinen nur eine kurze Zeit nutzen können. Das übelste ist, daß man nach dieser schädlichen und an den mehresten Orten üblichen Methode, bis acht Wochen warten muß, ehe das Leinen völlig weiß ist.

Ein jeder wird die Methode als die beste erkennen müssen, nach welcher das Leinen am geschwindesten weiß

und

und am wenigsten angegriffen wird. Diesem Grundsatze, der überall anerkannt wird, zufolge, hat man in dem 4ten Stücke, dieser Landwirthschaftlichen Erfahrungen, die Methode mit Recht verworfen, nach welcher man acht Wochen zum Bleichen nöthig hat, und einen Vorschlag eingerückt, nach welchem nur vier Wochen erfordert werden.

Es ist wahr, dies ist nur die Hälfte der Zeit. Indessen ist doch vier Wochen noch sehr lange, und überdem hat die vorgeschlagene Methode noch einige Fehler, deren ich vorhin erwähnet.

Hier im Kehdingschen, hat man eine Art zu bleichen, die bekannt gemacht zu werden verdienet, und allen, an andern Orten üblichen, den Vorzug streitig machet. Denn nach der hiesigen Methode zu bleichen, wird man nicht nur vorzüglich starkes Leinen von der Bleiche zurücke nehmen; sondern man ist auch in vierzehn, und zu weilen in acht Tagen, mit der Bleiche meistens fertig. Ich sage meistens. Denn es ist bekannt genung, daß es bey dem Bleichen sehr auf gutes Wetter ankomme. Regnet es anhaltend: so währet es freylich länger. Allein dies geschiehet alsdann auch bey jeder andern Art zu bleichen.

Man bereitet das Leinen auf eine gedoppelte Art zur Bleiche vor.

Einige stecken das Leinen eine Nacht in warmes

Wasser, waschen es am Morgen heraus und beuchen es, wie nachmals folget, wenn es vorher getrocknet.

Andere bereiten es auf eine andere Art zur Bleiche und finden selbige vorzüglicher. Diese Vorbereitung des Leinens ist eine schmutzige Arbeit, und freylich nicht für die Hände der Schönen, die nur der Dufte wolriechender Wasser, aus den Falten eines Stutzers gewohnt sind. Doch was lieget daran, wenn man nur bey der Arbeit braucht die Aufsicht zu haben und da Leinen weiß wird?

Man nimt warmes Wasser, oder machet eine gute Lauge. Diese bereitet man hierselbst von Bohnenstroh-Asche, die zu der Lauge sehr gut ist, ob gleich die Büchen-Asche, wenn man sie haben kann, ihr vorzuziehen. Ich will hier nicht bestimmen, wie viel Asche zu einer gewissen Anzahl Ellen nöthig sey, um daraus eine gute Lauge zu ziehen. Dies ist eine Sache, die denen, die mit solchen Arbeiten umgehen, aus der Erfahrung bekannt ist. Jedermann weiß, daß eine gute Lauge einen starken salzigen Geschmack haben muß. Sollte man aber aus Noth gar schlechte Stroh-Asche nehmen müssen, als welche gleichfalls zum Bleichen kann gebraucht werden: so muß man doppelt so viel nehmen, als sonst von Bohnen-Asche zu einer guten Lauge nöthig ist.

In diese warme Lauge oder Wasser giebt man einen guten Theil s. v. frischen Kuhmist, der wenigstens nicht zu sehr mit Stroh vermenget ist, und rühret beydes stark durch einander. Alsdann steckt man das Leinen in diese Lauge, und decket das Gefäß zweymal vier und

zwanzig

zwanzig Stunden gut zu. Es entstehet eine Gährung. Nach Verlauf erwähnter zweymal vier und zwanzig Stunden, wird das Leinen heraus genommen, und ohne zu spühlen, auf die Bleiche geleget. So oft es eben trocken werden will, muß man es mit fliessendem oder stille stehendem, nur nicht Brunnenwasser begiessen. Dieses macht zwar viele Arbeit, aber die Kürze der Zeit, die das Leinen braucht gebleicht zu werden, hält uns völlig schadlos. Es wird kaum nöthig seyn, zu erinnern, daß die Schleiffen des Leinens gut verwahret seyn müssen, damit es feste und eben liege, auch daß, während der Bleiche, man beständig den folgenden Tag, die andere Seite oben lege.

Wenn das Leinen auf der Bleiche ist: so hat man genau darauf zu achten, ob durch das fleißige Begiessen die Lauge völlig heraus sey. Wenn der Thau des Nachts auf das Leinen gefallen: so wird man, wenn es gebeucht gewesen, da, wo noch Lauge ist, Flecken gewahr werden.

Ist die Lauge völlig heraus, welches nach zwey höchstens drey Tagen geschehen seyn wird: so wiederhohle man das oben beschriebene Verfahren, und mache entweder eine frische Lauge mit Kuhmist, oder gebrauche die alte Lauge wieder.

Wenn das Leinen wiederum zwey Tage gelegen, und so oft es eben trocknen wollen, begossen worden, so, daß die Lauge völlig heraus gebracht: sticht man es eine Nacht in warmes Wasser. Am Morgen klopfet man es

mit reinem Wasser aus, und legt es, ohne zu begiessen, auf die Bleiche, damit es trockene.

Mit Verwunderung wird man alsdann schon sehen, wie sehr es gebleichet, mehr als bey, in andern Gegenden üblichen Methoden in vierzehn Tagen.

Jetzt kann man anfangen zu beuchen, entweder kalt oder heiß, oder abwechselnd, ja nachdem die übrigen Geschäfte die Zeit dazu verstatten. Will man kalt beuchen: so giesset man des Morgens kaltes Wasser auf die Asche, unter welche Stroh geleget worden, zapft sie am Abend ab, sticht in diese Lauge das Leinen, und lässet es die Nacht stehen. Wie man heiß beuche, ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, es anzuführen. Das eine will ich nur hierbey noch erinnern, daß es dem Leinen sehr vortheilhaft ist, wenn man unter der Asche, sowol bey der kalten als heissen Beuche einen guten Theil zerriebenen f. v. Schaafs-Koth giebet.

Das Leinen wird mit der Lauge hinausgeleget. Stets, einen Tag um den andern, muß man die Beuche auf eben beschriebene Art wiederholen und das Leinen, welches ich nochmals erinnere, begiessen; so oft es nur eben trocken ist, weil es sonst fleckigt wird, von der Lauge, die darin verbrennet. Nicht jede Witterung ist zum bleichen vortheilhaft und das Wetter, das andere als erwünscht achten, ist uns schädlich. Grosse Hitze und schwühle Luft ist uns sehr hinderlich. Denn lieget das Leinen bey einer solchen Witterung, auf langem Grase: so verbrennet die Lauge darin und wird gelb. Man

kann

konn diesem Uebel dadurch vorkommen, daß man das Gras einige Wochen vorher abmähen lässet, ehe man hinaus leget, und mit dem Begiessen nicht säumet. Ist aber diese Vorsicht nicht gebrauchet und das Leinen würklich gelb worden: so wird man den Schaden wieder gut machen, wenn man das Leinen einen Tag über in Buttermilch oder Waddik steckt.

In andern Gegenden, wo man andere Arten zu bleichen hat, freuet man sich, wenn es viel regnet. Denn man hat alsdann die Mühe des Begiessens nicht. Wir aber betrüben uns, wenn wir eine Regenwolke über unsere Bleiche schweben sehen. Wir eilen sogleich das Leinen aufzunehmen. Denn regnete es stark, oder anhaltend: so würde die Lauge auf einmal heraus gehen und die eben geschehene Beuche wäre ohne sonderlichen Nutzen. Während des Regens stecken wir das Leinen in die aufbewahrte Lauge. Hat dieses geschehen müssen: so warten wir, mit der folgendeu Beuche, einen Tag länger, bis die Lauge durch das öftere Begiessen heraus gebracht ist. Will man endlich zu bleichen aufhören; so wäscht man das Leinen, wie gewöhnlich auf. Ich muß noch einer besondern Art, im Winter zu bleichen gedenken, die hier gebräuchlich ist. Selbst habe ich damit noch keinen Versuch gemacht. Allein die Erfahrungen anderer, sind hiervon so häufig, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihn im Fall der Noth anzustellen. Doch ist diese Methode, im grossen schwer und vielleicht nur alsdann anzuwenden, wenn es etwa am Zwirn fehlete.

Man machet eine starke Lauge, auf vorhin gemeldete Art, sticht das Garn hinein, und kocht es auch wol damit auf. Den Topf mit dem Garn und der Lauge, setzet man die Nacht unter dem Ofen. Am Morgen giebt man Schnee zu dem Garn in den Topf, nachdem die Lauge abgegossen. Dieses wiederholet man verschiedentlich, wäschet auch zuweilen das Garn mit Seiffenwasser und Lauge und legt es auch wol zu Zeiten, bey gutem Wetter, auf den Schnee oder Anger.

B**.

den 29sten Nov. 1768.

M. M. H*. g. P**.

II. Antwort

II. Antwort auf die im 16ten Stück S. 248. befindliche Anfrage das Bedichten der Pferde betreffend.

Die Kenntniß der Pferde-Krankheiten, und der Mittel dagegen, ist ein sehr wichtiges Stück, welches uns noch in der Landhaushaltungs-Wissenschaft fehlet. Es giebt in unserm Lande, wo doch viel Pferde fallen, Gegenden, da man auf drey bis vier Meilen Weges keinen Pferde-Arzt antrift, der auch nur halb dieses Namens würdig wäre. Jeder Hufschmied hat zwar das angeborne Recht, ein Pferde-Arzt zu seyn, aber ihre ganze Kunst läuft gemeiniglich auf Spies- oder Scorpion-Oele hinaus, und wenns hoch kömt, auf das Arcanum, ein schwarzes Huhn zu Pulver zu verbrennen. Dabey muß nun freylich manch edles Roß crepiren. In Frankreich ist zwar eine eigne hohe Schule für Roß-Aerzte angelegt, die man in Wien nachgeahmt hat; allein es können leicht noch ein Paar Menschenalter darüber verfliessen, ehe die wohlthätigen Würkungen hiervon auch bis zu uns herunter kommen.

Das Bedichten ist ein nicht seltener und dabey gefährlicher Zufall für Pferde. Man braucht dagegen vielerley Mittel von ungleichem Werth und ungleicher Würkung. Tobacks-Clystiere, die, in hartnäckigen Verstopfungen, bey Menschen oft gute Würkung thun, würden es auch bey Pferden thun, aber wenige wissen sie zu machen und beyzubringen. Eine angezündete und dem Pferde applicirte Tobackspfeife aber thut nicht allemal die gehoften Dienste. Einige bringen ihnen eine oder etliche Zipolen bey, welches in leichtern Fällen hilft; andere geben dem Pferde eine gute Portion Küchensalz ein, welches bekanntlich, in Menge, eben sowol purgirt, als Mineralsalze; und noch andere geben ihm Ingber ein, welches letztere aber, wie mich dünkt, Oel zum Feuer giessen heißt; da dies hitzige Gewürz die Entzündung des Magens vermuthlich nur noch geschwinder vermehren, und das Pferd desto ehender um den Hals helfen muß.

Bey dieser Menge unzuverläßiger Mittel, ist es mir angenehm, eines bekannt machen zu können, welches ein allgemeines Zutrauen verdient. Es kann dies schon diesem Mittel ein gutes Vorurtheil erwecken, daß es aus England herstamt; diese Nation aber hat, wie bekant genung ist, in der Pferdezucht, Wartung, Kenntniß

niß und Cur vor allen Völkern Europens einen sehr grossen Schritt voraus. Doch ich will das Recept selbst, so gut ich nur immer kann, abschreiben:

Rec O. Sem. foen. græc.
Anis.
Cumin.
Flor. Cartham.
Rad. Enul.
Fol. Tussilag.
Flor. △ris. a͡a ℥i.
†
Succ. Liquirit. ℥iij. solv.
in vin. alb. ℔ß.
adde
Ol. olivar.
Mell. virgin a͡a ℥iv.
Theriac. opt. ℥vj.
Ol. anis. ℥ß.
M. fiat Mass. ex qua forment.
Bol. Nro. 30. consperg.
c. farin. trit.
D. S. zur Zeit eine Pille.

Man

Man bekömt dreyßig Kugeln oder Pillen, worin sich entweder einige gute Freunde theilen, oder, wenn man eine starke Pferdezucht hat, so kann man sie in ein wenig Waitzenmehl gelegt, in einer Schachtel, an einem trocknen Orte aufheben; sie bleiben über Jahr und Tag gut. Der Gebrauch dieses Mittels: wenn ein Pferd nicht stallen kann, so nimt man ein Stück von einem Kohlstrunk, kerbt es am Ende ein, thut die Pille hinein, und steckt sie so dem kranken Pferde, so tief in den Schlund, als man kann. Man zieht ihm vorher die Zunge zur Seite heraus, und kneift ihm nach dem Eingeben die Gurgel, damit es die Pille hinunter schlucke. Doch ein jeder, der Pferde hat, weiß auch schon, wie man ihnen etwas eingeben müsse. Alsdenn muß man das Pferd langsam warm reiten, und noch während des Reitens, oder doch bald darauf stallet es, und ist besser. Sollte ein Pferd aber dennoch nicht recht munter werden, so kann man ihm zur Ader lassen, und noch eine Pille geben. Dies Mittel hat sehr viele gute Dienste gethan, und mir ist kein Beyspiel bekannt, wo es die gehofte Würkung versagt hätte. Ich will noch den Preis desselben bekannt machen. Es kostet sechs Mark Lübisch; zwar ziemlich viel Geld, welches aber ein jeder gern ausgeben wird, um ein Pferd zu

retten,

retten, das ihm funfzig und mehr Thaler werth ist. Ueberdem muß man bedenken, daß man nur eine Pille braucht, die nicht viel mehr als drey Schillinge zu stehen kömt. Es mögte sehr gut seyn, wenn ein jeder Dorfschmied dies Recept machen liesse, und die Pillen einzeln verkaufte. Er könnte für seine Mühe fürs Stück vier Schillinge nehmen.

Bey dem allen aber bin ich auf den Gedanken gerathen, ob es nicht möglich sey, dies ganze Recept um die Hälfte wohlfeiler zu haben. Ich fragte einst den Apotheker, der mir das meinige machte, warum es doch so theuer wäre. Er antwortete mir: es käme viel Theriac dazu, und der sey kostbar. Könnte man nicht vielleicht ohne Schaden den Theriac heraus lassen, oder noch besser, könnte man statt dieses gewöhnlichen theuren Theriacs nicht dazu den sogenannten Theriac für die Armen gebrauchen. Tissot, dessen vortrefliches Buch in den Händen aller Landleute seyn sollte, zieht diesen Armen-Theriac dem andern weit vor, von dem er sagt, daß er aus einer abgeschmackten, theuren und oft gefährlichen Zusammensetzung bestehe. Ich wenigstens werde künftig zu diesen Pferde-Pillen keinen andern, als den Theriac für die Armen nehmen lassen. Doch ich weiß noch nicht einmal, ob er schon in unsern Officinen

nen zu haben sey. Die Apotheker werden wenigstens ungern daran gehen, ihn einzuführen. Schon Unglücks genung, daß kein vernünftiger Doctor mehr orientalische Perlen, Bezoarsteine oder Gold und Silber zu seinen Mixturen verschreibt. Man kann meine Pillen auch den Pferden geben, die stark auf der Druse stehen; sie leisten auch in diesem Falle recht gute Dienste.

Christian Georges.

III. Ein

III. Ein Mittel wider die Erdflöhe.

Der Herr Rathsmeister Reichart preiset in dem VIten Theile seines Land- und Garten-Schatzes S. 249. zur Vertreibung der Erdflöhe, das öftere Begiessen mit Wasser an. Bey heiterer und kalter Luft frisset dieses Ungeziefer stark, und die jungen Kohl-Pflanzen wollen das oftmalige Begiessen nicht vertragen. Ein Landwirth in der hiesigen Nachbarschaft hat seit vielen Jahren die Gewohnheit, das Bette, worauf derselbe Kohl-Saamen aussäen will, mit Feuer zu düngen, und seine junge Pflanzen werden von denen Erdflöhen nicht befressen. Er nimt nämlich die Scheve von Hanf, oder Bohnenstroh, leget solches eine Hand hoch auf das Bette, zündet es an, und wann diese Materien verbrant sind, so wird das Land gegraben, und der Saame darein gesäet, und eingeharket. Die Ursache dieses guten Erfolges ist eines Theils dem Dünger mit Feuer zuzuschreiben, weil bekannt ist, daß das Feuer den stärksten Dünger giebet, mithin die jungen Pflanzen schnell in die Höhe treibet. Andern Theils so tödtet das Feuer die junge Brut von Erdflöhen*, welche in dem

* Es wäre zu wünschen, daß eine gewisse Witterung ausfündig gemacht würde, welche den Erdflöhen zuwider wäre. Durch das Feuer werden sie zwar von dem Bette, auf welchem es angezün-

dem Gartenlande den Aufenthalt gehabt hat. Wer etwa nahe beym Hause oder andern Gebäuden seinen Kohl-Saamen auszusäen gewohnt ist, und jene leichte Materien nicht, um der zu besorgenden Feuersgefahr, gebrauchen will, derselbe kann sicher die schwarzen Torfkrumen (Mull) aus der Torfscheune nehmen, solche zwey Finger hoch auf das Bette streuen, und darauf verbrennen lassen.

Dieses Feuer flieget nicht in die Höhe, wann gleich der Wind wehet, und würket auf das Erdreich stärker, als jene leicht Feuer fangende Sachen. Ein anderer Dünger ist dem Lande für diesmal nicht nöthig, denn es von dem Feuer fruchtbar genung.

B***. M*.

det gewesen, zu der Zeit getödtet, allein es hindert doch nicht, daß nicht nachmals von dem benachbarten Lande andere Erdflöhe wieder auf dasselbe kommen sollten.

Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

Fünf und Zwanzigstes Stück.

Fünf vermischte Aufsätze von einem aufmerksamen Hauswirthe im Altenlande, Herzogthums Bremen.

I. Vom Wintergärsten.

Im Jahr 1764 mußte ich das Schicksal erfahren, daß mein am funfzehnten September gesäeter Wintergärsten, bey der damaligen nassen Witterung (nach der hiesigen Mundart zu reden) gefressen wurde. Es wurde zwar in die Stellen, wo er weg war, frischer Saame eingeworfen, und eingehar-ket, allein die Hofnung schlug fehl: indem der neu eingestreute Saame ebenfalls weggefressen wurde. Ich wurde also genöthiget, das folgende Frühjahr etwas Sommergärsten auf die ledigen Plätze werfen zu lassen.

Im Jahr 1765 war nun die Witterung ebenfalls sehr naß, und schlecht. Ich vermuthete daher schon im voraus, daß mein Wintergärste wieder weggefressen werden würde. Und ich hätte vielleicht gar keinen

Gärsten gesäet, wenn ich nicht erwogen hätte, daß der Gärsten ein schönes Rocken-Land machte. Um dieser Ursache willen ließ ich demnach den achten October vier Himbten alten Wintergärsten vom vorigen Jahre auf einerley Art Landes, nämlich im Aussenteich auf drey Stücke Land, neben einander, aussäen. Auf zweyen Stücken kam der neue Gärsten bald hervor, allein das eine Stück mit dem alten Gärsten hielt sich acht Tage länger zurück. Auf beyde Saaten war ich von Zeit zu Zeit aufmerksam, und mußte sehen, daß der neue Gärsten wieder gefressen wurde, nicht aber der überjährige oder alte. Seit dieser Zeit lasse ich nun beständig überjährigen Wintergärsten säen, und zwar auf ein Himbten, ein viertel Spindt mehr gerechnet, weil hie und da etwa ein Korn ausbleiben mögte, und mein Gärste wächst immer gut, und wird auch nicht gefressen.

Dieses Jahr habe ich einen anderweitigen Versuch gemacht: wie er aber in der Folge gerathen wird, muß die Zeit lehren. Ich habe am zwölften April 1768, ohngefähr einen halben Himbten vorigjährigen Wintergärsten im Aussenteich gesäet; er ist den drey und zwanzigsten August gemähet. Von diesem Korn, welches recht schön und grob war, habe ich nun diesen Herbst etwas neben meinen andern Gärsten zur Probe auf einerley Art Land aussäen lassen. Wer meinen Gärsten-Kamp jetzo besiehet, soll zum wenigsten keinen Unterscheid darunter finden, ob ich gleich von diesjährigen Wintergärsten sechs Himbten ausgesäet habe. Der fernere Wachsthum, und am meisten, die Erndte selbst wird den Ausschlag davon geben.

2. Vom

2. Vom Winterwaitzen.

Bey dieser Frucht bin ich so glücklich, daß ich nicht weiß, wie der Brand in diesem Korn aussiehet. Und ich schmeichle mir, daß das Verfahren, so mit meiner Aussaat vorgenommen wird, mich von allem Brandtkorn frey hält.

Im Jahr 1765, den zwanzigsten September ist mein Waitzen in Kalk geleget, davon ist
— — den sechs und sieben und zwanzigsten September auf Binnenland, und
— — den achten October, den zwanzigsten, fünf und zwanzigsten November und den ersten December auf Aussenteichland gesäet.

Im Jahr 1766, den zweyten September ist der Waitzen in Kalk geleget; davon ist
— — den ersten } October im Aussenteich
— — den zwölften } gesäet.

Im Jahr 1767, den fünf und zwanzigsten September ist der Waitzen in Kalk geleget; davon ist gesäet.
— — den vierzehnten } Octob. im Aussenteich.
— — den funfzehnten }

Daß man öfters auf meiner Nachbaren Land Brand antrift, solches rühret zweifelsohne daher, daß ihre Methode, zu kalken, nicht die beste ist. Sie bestreuen ihren Waitzen, den sie säen wollen, entweder nur des Morgens, da solches geschehen soll, oder höchstens des Tages vorher, mit Kalk, und das ist ihnen alles genung. Ja! Ich glaube, daß, wenn noch wol etliche sind, die sich die Mühe geben, ihren Waitzen ordentlich zu kalken,

sie doch nicht die rechte Proportion das Waitzens und des Kalkens kennen, oder beobachten; sondern glauben, daß sie sechszehn Himbten Waitzen mit demjenigen Kalk bestreuen können, der nach meiner Methode schon zu sechs Himbten erfordert wird.

Hier ist das Verhältniß, daß ich in meinem Hause beobachte.

Zu neun Himbten Waitzen, ein Spint Kalk, neun gute Hände voll Salz, und so viel reines Wasser, als nöthig ist, daß der Kalk nicht stiebet.

Zu vierzehn Himbten, ein und ein halb Spint Kalk, vierzehn Hände voll Salz und das benöthigte Wasser zum Besprengen.

Mein Verfahren dabey ist folgendes:

1) Wird der Saatwaitzen auf eine Stelle gegossen;
2) Mit der Schaufel in einen langen, oben ganz flachen Berg, der nur ohngefähr einen Fuß hoch ist, gebracht;
3) mit reinem Wasser ganz überher so lange besprengt, bis man siehet, daß sich das Wasser durch den Waitzen sammlen, und auf den Boden laufen will.
4) So viel Himbten Waitzen, so viel gute Hände voll Küchen-Salz, ganz überher gestreuet.
5) Der Kalk, so zum Waitzen nöthig ist, durch ein Sieb überher gestreuet.
6) Sodann mit der Schaufel durchgestochen, und durchgearbeitet, und in einen langen Haufen gebracht, der unten ohngefähr vier bis fünf Fuß breit, oben aber spitzig ist, dessen Länge aber von der Menge des Waitzens abhänget. Hernach aber wird

7) Tag

7) Tag- täglich einmal der Waitzen durchgearbeitet, umgestochen, und wieder in einen solchen Haufen gebracht, als vorhin erwähnet ist, bis er versäet wird. Alle vier oder fünf Tage aber wird der Waitzen wegen des starken Stäubens wieder mit reinem Wasser besprenget, aber nur ein wenig, und nicht so viel, als das erste mal.

Anmerkung.

Es muß der Waitzen zum wenigsten acht Tage in Kalk liegen, wo man anders versichert seyn will, daß der Kalk den Brand verhüten soll.

3. Von der Nutzung des weissen Kohls in einer Landhaushaltung.

Daß der weisse Kohl in einer Landhaushaltung zur Fütterung des Hornviehes von sehr grossen Nutzen sey, ist einem jeden Landwirth genugsam bekannt. Dahero halte ich es auch für unnöthig, hier zu sagen, daß ich meinem Hornvieh, vom größten bis zum kleinsten, des Tages drey mal klein gestossenen weissen Kohl, mit Heckerling vermischt, geben lasse. Mein Absehen soll nur dahin gehen, einem nachdenkenden Landwirth zu zeigen, wie er eines Theils sein Korn im Frühjahr nicht verfüttern dürfe, sondern auf den Boden behalten oder auch zu Gelde machen könne; andern Theils aber ihn auch, wenn er eine solche Menge weissen Kohl gebauet hat, daß er denselben vor dem Frost nicht verfüttern kann, zu unterrichten, wie er ihn conserviren, und nach und nach mit Vortheil dergestalt

verfüttern könne, daß er kein Schrott für seine Kühe im Frühjahr nöthig habe.

Wenn der weisse Kohl reif ist, und aufgeschnitten werden muß, lasse ich ihn so, wie man sagt, vor der Faust weg aufschneiden, und indem dies geschiehet, lasse ich die guten und festen Köpfe auf die eine, die schlechten und losen Köpfe aber auf die andere Seite werfen. Darauf hohle ich meine guten Köpfe erst herein, bladte dieselben ab, und mache sie theils zum Verkauf, theils zum Gebrauch in meiner eigenen Haushaltung zu rechte. Wenn diese erste Arbeit vorbey ist, so gehe ich zur andern: und diese bestehet darin, daß ich alle diese losen und schlechten Köpfe, wie auch das abgebladtete, ordentlich in Kohlbütten (Kohleymer) so klein, als es Zeit und Gelegenheit leiden wollen, (denn zu fein kann er nicht gestossen werden,) zerstossen lasse.

Mitlerweile nun, daß zwo Personen den Kohl stossen, muß die dritte diesen klein gestossenen Kohl gehörig in grosse Tonnen und Oxhöfften, so vorhero am Boden mit etwas Sauerteig beschmieret sind, und an solche Oerter gestellet worden, da sie so viele Wärme haben und behalten, daß man bey einem starken Frost, das Verfrieren nicht befürchten darf, mit einer ordentlichen Stampfe fest einstampfen, auch mit genungsamen Dill und Salz versehen. Wenn die Tonne bis auf eine Handbreit Raum voll ist, so werden erst Kohlblätter ganz überher gedeckt, hernach so viel dazu zurecht geschnittene Bretter darauf gelegt, als genung ist, hierauf aber so viele Feldsteine, daß man versichert sey, daß dieselben brav niederdrücken und pressen.

Nach diesem Verfahren wird dieser fest gestampfte und mit Steinen beschwerte Kohl über acht Tagen anfangen

fangen zu gähren, daß der Schaum Handhoch über die Tonnen herstehet. Man läßt aber alles stille stehen, indem der Schaum, nach der Gährungszeit, von selbsten wieder niederfällt; und wann dieses vorbey ist, so ist er schon brauchbar. Allein, nun muß man ihn stehen lassen, bis aufs Frühjahr, und wenn der braune Kohl verfuttert ist, so gehet man zu diesen sauren Kohl, und futtert sein Vieh damit. Alsdenn hat man nicht nöthig, so fort zum Schrotsack zu gehen, wenn man auch gleich milchende Kühe hat. Es bekommen vier Krippen oder acht Stück Vieh, einen aufgehäuften Wasser Eymer voll, davon dann die Kühe ein Bisgen mehr erhalten, als die Ochsen und Rinder.

Giebt man sich auch die Mühe, die losen Köpfe noch auszusuchen und abzublatten, eben wie den festen Kohl, und leget ihn auf eine besondere Stelle hin; so können jedesmal, wenn man die so genannten Fasel-Schweine füttern will, etliche Köpfe klein gestossen, (aber die müssen recht fein seyn,) und mit einer Handvoll Schrott und benöthigten Trank vermischt, ihnen gegeben werden. Man wird mit Verwunderung sehen, wie begierig sie es fressen, und wie gut sie dabey gedeyhen werden.

Wie vortheilhaft dieses alles einem Landwirth sey, will ich einem jeden zu eigener Beurtheilung überlassen. Ich für mein Theil beobachte diese Methode aus der Ursache, weil ich augenscheinlich sehe, daß ich grossen Vortheil davon habe. Denn, bey dem Anbau des weissen Kohls habe ich den Nutzen, daß ich

1) meine Haushaltung damit auf den Winter versehen kann, ohne Geld dafür ausgeben zu dürfen;

2) Durch das Einmachen verfrieret mir kein Kohl, der zur Fütterung meines Viehes ausgesetzt ist;

3) Habe ich von dem Einmachen den Nutzen, daß auch allenfalls das Gesinde nicht zu unachtsam und verschwenderisch damit umgehet. Denn so lange es glaubet, daß noch ein grosser Vorrath an Futterung vorhanden sey; so lange vernachläßiget und verschwendet es viel: jedes mal aber kann doch ein Landwirth nicht bey dem Futtern gegenwärtig seyn.

4) Erspahre ich durch das Einmachen im Frühjahr mein Korn, und brauche kein Schrott herzugeben: Denn wenn der saure Kohl verbraucht ist, so zeigen sich vielerwärts schon allerhand Arten von Kraut und Gras, welches den Kühen auf Heckerling gegeben werden kann. So kann ich

5) auch recht mit Vergnügen bey dieser Futterung sehen, wie munter mein Hornvieh ist. Es frißt immer mit gleichem Appetit; es säuft gut, und springt, wenn es losgelassen wird, als wenn es Mastvieh wäre. Endlich

6) bey den Schweinen erspahre ich das halbe Schrott-Korn, indem drey Schweine sodann nur zwey Händevoll Schrott bekommen, da ihnen sonst doch wol vier Händevoll auf zween Eymer voll gehörten.

4. Beantwortung der Frage im 16ten Stücke der Landwirthschaftlichen Erfahrungen.

Wider den Zufall der Pferde, welchen man mit den Worten: Das Pferd kann nicht stallen, beschreibet,

beschreibet, weiß ich bis jetzo nichts zuverläßiges anzugeben.

Wider den Zufall aber, da das Pferd nicht misten kann, ist nichts besser, als das so genannte Tobacksrauchen anzurathen. Hierbey verfährt man also:

So bald man an den Zeichen, die das Pferd selbst angiebt, indem es nicht frißt, sondern stetig stehet und dünet oder drücket, als ob es misten wolle, wahr nimt, daß das Pferd von obgedachten Zufall betreten sey; nimt man eine Tobackspfeife, dessen Stiel nicht viel über eine gute viertel Elle lang ist, füllet dieselbe mit Toback an, bringet sie recht gut im Brand, und stecket sie sodann dem Pferde s. v. in den Hintern, so wird das Pferd die Pfeiffe durch die Bewegung seines Eingeweides im Brand halten, und eben so gut ausrauchen, als der beste Tagelöhner. Wann die Pfeiffe ausgerauchet ist, nimt man sie heraus, und hilft mit einem oder zwey Finger, durchs hineinstecken und heraushohlen, den Mist erst ein wenig fort, welcher denn eines Theils so hart seyn wird, als wenn er verbrannt ist, andern Theils aber so zähe, als wenn es Pech ist, so wird sogleich das übrige von selbsten nachfolgen, das Pferd wird den Augenblick gesund werden, und wieder an die Krippe gehen. Die Pfeiffe und der Schweif muß während dem Rauchen gehalten, und die Pfeiffe und die Finger müssen erst etwas schlüpfrig gemacht werden. Am besten ist dazu der Oel: in etwaniger Ermangelung desselben aber kann man sich auch des Speichels dazu bedienen. Dieses Mittel ist unterschiedliche mal in meiner Haushaltung, sogar bey einem Füllen, von vier bis sechs Wochen, und mit gutem Erfolge gebraucht worden.

Anmerkung.

Wenn eine Pfeiffe Toback etwa nicht gleich helfen will, so muß man noch einmal rauchen lassen; so wird es gewiß helfen.

5. Aufgaben eines Hauswirths im Altenlande.

Wenn in einer Landwirthschaft sechs Pferde, und vier Milchkühe gehalten werden, so wird gefraget:

1) Wie viele Morgen Landes dazu erforderlich seyn?
2) Wie viel Gesinde unumgänglich darzu nöthig sey?
3) Wie eine solche Wirthschaft auf das vortheilhafteste eingerichtet und geführet werden solle?
4) Wie viel in einer solchen Wirthschaft alsdenn erübriget werden könne und müsse?

Solte es jemanden gefällig seyn, seine Gedanken darüber zu eröfnen, so ersuchet man, solches in diesen Landwirthschaftlichen Erfahrungen zu bewerkstelligen.

II. Von den gemeinern Krankheiten des Hornviehes, und den leichtesten Mitteln dagegen.

Da man auf dem Lande nicht wohl ohne Viehzucht bestehen kann, und dem Landmann an der Erhaltung desselben sehr vieles gelegen seyn muß; bey diesem aber, und zumal bey dem Hornvieh fast jährlich unterschiedliche Zufälle und Krankheiten sich zu äussern pflegen, die, wenn man nicht geschwinde zu Hülfe komt, oft tödtlich

tödtlich werden; so glaube ich vernünftigen Landwirthen einen würklichen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen die gemeinsten und gewöhnlichsten Zufälle des Hornviehes, deren Merkmale und leichteste Heilungsmittel bekannt mache, und sie dadurch in den Stand setze, sich selbst rathen zu können. Diese Kenntnisse und Mittel aber, die ich in Vorschlag bringe, sind weder auf Aberglauben, noch auf Vorurtheile, sondern auf Erfahrungen gebauet, welche die sorgfältige Aufmerksamkeit einsichtsvoller und der Landwirthschaft eifrigst beflissener Männer veranlasset hat.

Eine der allgemeinsten Krankheiten des Hornviehes ist der sogenannte Weidebruch, welche man eigentlich das Blutharnen nennen sollte. Das Merkmal dieser Krankheit ist, wenn das Vieh statt des Wassers Blut zu harnen scheinet, und der Urin mit Blut vermischt ist. Es ereignet sich dieses im Frühjahre und im Sommer, auch wohl im Herbste, wenn das Vieh auf die Weide gehet, und begegnet sowol altem als jungem Vieh, besonders alsdenn, wenn es die Weide wechselt, und zumal von der Feld- und Angerweide auf Holzweide gebracht wird. Die Krankheit entstehet aus einer innerlichen Entzündung, welche bey einigem Viehe nur gelinde ist, und leicht überstanden wird. Nimt selbige Ueberhand, so krümmet sich das Vieh, läßt vom Fressen ab, und will beständig saufen, welches man aber, weil es gefährlich ist, nicht gestatten muß.

So bald man das Blutharnen gewahr wird, ist nichts besser, als daß man das kranke Vieh im Stalle behalte, ihm ein wenig gutes, altes, trocknes Heu gebe, und

und vier und zwanzig Stunden dursten lasse. Das grüne Futter ist schädlich, und muß ihm völlig entzogen werden. Nachdem muß man solchem kranken Vieh täglich zwey mal, jedes mal ein Maß Lauge von frischen jungen Eichrinden oder von grünen Eichenspänen, auch wol überdies noch ein Maß Schaafmilch eingeben. Die Eichenrinden oder Späne müssen ohngefähr acht Stunde vorher in kaltes Wasser gelegt werden, damit sie auslaugen. Ob die Lauge gut sey, erkennet man daraus, wenn sie so dunkelbraun, wie starkes Bier, ist.

Diese Lauge reiniget und ziehet die verletzten Eingeweide zusammen; die fette Schaafmilch aber schmeidiget und heilet. Hat diese Krankheit nicht schon zu stark Ueberhand genommen, so kann ein solches krankes Vieh in vier höchstens acht Tagen, binnen welcher Zeit es beständig im Stalle gehalten werden muß, genesen.

Bey jungem Viehe, Rindern und Ochsen ist diese Krankheit nicht so gefährlich, und ist ihnen solche oft mehr nützlich, als schädlich, indem sie nach überstandener Krankheit ungemein zunehmen und wachsen. Alte Kühe aber werden dadurch sehr geschwächt und sterben gemeiniglich daran.

Das Kerbwehe ist ein Zufall, den das Rindvieh an den Füssen in der Spalte zwischen den Klauen bekömt, der Kerb daselbst wird inflammirt, schwillet, und wird zu Zeiten gar wund, so daß das Thier nicht auf den Fuß treten kann, sondern hinken muß. Dies Uebel äussert sich meistens in nassen Jahren, und wenn das Vieh lange Zeit auf nassen und sümpfigten Weiden hat stehen müssen.

Das

Das beste Mittel dagegen ist, wenn man grosse schwarze Schnecken, die bey nassen Jahren häufig zu finden sind, in Salz * umwendet, und solche dem kranken Vieh theils zwischen die Klauen in den Spalt, theils um die äussern Theile des beschädigten Fusses legt und mit einem leinen Lappen so fest bindet, daß der Umschlag nicht abfallen kann, und auf diese Weise vier und zwanzig Stunden stehen läßt. Man kann sich auch in Ermangelung der Schnecken eines in Salz getauchten Specks bedienen.

Das gesundeste Hornvieh ist der Gefahr unterworfen, daß es zweyerley Arten von Gewächsen an den Beinen bekömt. Das erste dieser Gewächsen ist ein Schwamm, welcher sich gemeiniglich vorn am Knie, oder hinterwärts in der Kniekehle festsetzet. Es entstehet derselbe gewöhnlich durch starkes Springen oder Stürzen, wodurch die Nerven, die an diesem Orte häufig zusammen laufen, verletzet werden, und also dieser schädliche Auswuchs verursachet wird. Das Uebel ist schwer zu heben, denn das Schneiden ist gefährlich, weil die Nerven noch mehr verwundet werden können. Corrosivische Mittel sind aus eben dieser Ursache bedenklich und mit zertheilenden richtet man schwerlich etwas aus. Das beste, was man thun kann, ist, daß man ein solches Stück Vieh, so bald möglich, fortschaffet, und zur Schlachtbank befördert.

Die

* Sollte etwa das Salz, wie in dem Cellischen Haushaltungs-Calender von 1768, No. 7. behauptet wird, wie auch flüßiges Oel schädlich seyn, und das Horn weich machen, so könnte man sich eines andern daselbst bekannt gemachten leichten Mittels bedienen: nämlich mit Talg geschmieret, und einen mit Fett angeschmirten Tuch darum gebunden, heilet den Schaden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0197
DFG

Die zweyte Art von Gewächsen setzet sich an den Knochen der Schienbeinen, sowol der Vorder- als Hinterfüsse, und ist eben so hart anzufühlen als der Knochen selbst. Im Anfange ist es dem Vieh schmerzhaft, wenn man es betastet, in der Folge aber hat es keine Empfindung mehr davon. An der übrigen Gesundheit hindert dieses Gewächse zwar nichts, doch weiß ich auch kein Beyspiel, daß ein solcher Zufall durch einiges Mittel geheilet worden wäre.

Eine der häßlichsten, doch seltnern Krankheiten ist die Bräune. Dies ist eine Halskrankheit, die aus einem verdorbenen Blute entstehet, wodurch die Glandeln am Halse entzündet werden, und das Vieh in Gefahr gesetzet wird, eines geschwinden Todes zu sterben. Die Kennzeichen desselben sind, wenn das Vieh vom Fressen abläßt, schwer Athem hohlt, und ihm der Hals von aussen schwillt, auch im Maul vieler Schleim und ausserordentliche Hitze wahrgenommen wird. Diese Krankheit hat das Rindvieh mit den Schweinen gemein.

Das Aderlassen ist das erste und nothwendigste, das dabey vorgenommen werden muß. Hernach wäscht man das Maul, den Gaumen und die Zunge fleißig mit scharfen Eßig; und es könnte nicht schaden, wenn in dem Eßig Salpeter aufgelöset wäre. Der Trank muß solchem Vieh jederzeit warm gereichet, und ihm kein anderes, als trocken Futter gegeben werden. Dabey hält man es mit einer Decke warm, und erwartet auf eine solche Weise sein Schicksal, welches am dritten Tage gewiß entschieden ist.

Eine

Eine andere Krankheit des Rindviehes, die man auch bey den Schaafen antrift, ist das Kropfen, welches eben wie bey den Schaafen unheilbar ist, und einerley Kennzeichen hat. Man kann sie daran erkennen, wenn das Vieh unter dem Kinne eine Beule, ungefähr von der Grösse eines Hühnereyes, oder etwas grösser bekömt, worin nichts, als Luft und Wasser befindlich ist, die in kurzer Zeit zwar vergehet, aber eben so bald wieder kömt. Die damit behafteten Thiere können indessen wol ein Jahr lang das Leben dabey erhalten, und wenn sie gute Weide haben, auch fett werden, allein man muß hernach mit ihnen zur Schlachtbank eilen, weil sie bey trocknen Winterfutter leicht crepiren.

Das sogenannte Rückenblut ist ein Uebel, welches das Vieh gar oft plötzlich überfällt. Man weiß von diesem Zufall keine rechte Erklärung zu geben. So viel man aus äusserlichen Zeichen zu muthmassen im Stande gewesen, so ist es eine Hemmung der Circulation des Geblüts, die mit einer Verstopfung des Leibes verbunden ist. Das kömt von einer starken Bewegung her, wenn das Vieh heftig gelaufen, gesprungen, oder sich gehoben, oder aber von gar zu guter Futterung, wenn es etwa viel Korn u. d. gl. gefressen hat. Diesen Zufall kann das Vieh im Stalle so leicht, als auf der Weide, bekommen. Der Leib schwillet, es stöhnet erschrecklich, und hohlt sehr schwer Athem; es ist ganz steif und kann sich nicht bewegen; es beugt sich nicht ein, wenn man ihm das Fell auf dem Rückgrade mit der Faust kneipet, und hat keine Leibesöfnung.

Ein schleuniges Aderlassen an der Halsader, aus welcher

welcher man eine gute Portion Blut abzapfet, ist das einzige würksame Mittel. Dadurch bekömt das Vieh Luft und geneset. Allein diese Cur muß geschwinde vorgenommen werden, indem ein solches Stück Vieh binnen drey bis vier Stunden oftmals todt dahin fällt. Sollte auf das Aderlassen nicht bald eine natürliche Leibesöfnung erfolgen, welches nur selten, und alsdenn geschiehet, wenn die Aderlaß zu spät vorgenommen worden, so kann ein Tobacksrauchclystier mit Nutzen angewendet werden. Es ist ganz natürlich, daß die gesundesten und fettesten Kühe diesem Unfall am ersten ausgesetzt sind. Werden die Schaafe mit dieser Krankheit befallen, welches man daraus abnehmen kann, wenn sie den Kopf überschlagen, so darf man ihnen nur die unter dem Auge liegende Ader mit einem scharfen Messer in der Länge durchschneiden, und das Blut laufen lassen. Geschieht dieses nicht, so ist das Schaaf in einer halben Stunde todt. Einige Schäfer pflegen ihnen den Mastdarm mit den Nägeln der Finger blutig zu kratzen, welches die Schaafe zu Zeiten auch heilet.

Landwirthschaftliche
Erfahrungen
zum Besten des Landmannes.

Sechs und Zwanzigstes Stück.

Von der Aussaat des Getraides im Thau.

Der Rapsaat, Rübesaamen, oder Kohlsaat, als welche letztere Benennung bey den Holländern gebräuchlich ist, wird seit vielen Jahren, auch in den Schleswig-Holsteinischen Marschländern häufig angebauet, und zwar nach der Anleitung, die man hier von den Holländern gehabt. Dieser Rapsaat erhält noch immer seinen Credit in der Marsch, ob er gleich kostbar anzubauen und vielen Gefährlichkeiten unterworfen. Der Anbau ist kostbar, weil das Land, in welches er gesäet werden soll, wenigstens sieben, auch wol neun und zehn mal den Sommer über gepflügt, und fleißig

geegget werden muß, eines Theils, damit es von allen Queckwurzeln rein sey, andern Theils aber, damit es auch durch die Witterung, die bey dem fleißigen Umkehren des Landes, eine Fruchtbarkeit wirket, in den Stand gesetzet werde, eine solche Frucht zu ihrer erforderlichen Grösse zu treiben. Da nun ein solches Land, den ganzen Sommer über Brach liegt, indem es zur Winterfrucht, erst auf Jacobi besäet wird; so versteht es sich von selbst, daß eine gedoppelte Häuer auf solchem Lande hafte. Jedoch, eine gute Erndte bringt alles wieder ein. Die Gefährlichkeit welcher der Rapsaat unterworfen, hat er theils mit allem Winterkorn gemein, theils aber auch besondere.

Alles Winterkorn, insonderheit die Wintergärste, der Waitzen, wie auch der Roggen (letzterer aber doch selten) steht in Gefahr auszugehen, wenn ein harter Winter ohne Schnee sich einstellt, daß die Wurzeln des aufgegangenen Korns bloß liegen, indem die durch den Frost, locker und leicht gewordene Erde gar davon stäubt, und insonderheit, wenn im März und April, da der Saame gerne weiter hervor brechen will, öftere Abwechselung von Frost- und Dauwetter sich einstellet, insonderheit wenn scharfe Nachtfröste einfallen, die dem Winterkorn sehr lästig sind, und oft ganz verderben. Allem diesem ist

der

der Rapsaat auch unterworfen, und ist im März und April der Gefahr ausgestellt, daß alle seine Stämme ausfrieren. Wenn den Winter über, auch zwey Theile an den kleinern Rapsaats-Pflanzen sich verliehren, so achtet man das gar nicht, so nur der 3te Theil an den grossen stehen bleibt, in dem man aus der Erfahrung hat, daß diese einzelne in ihrem weiten Umfange, und starken Ausbreitung des Hauptstammes, in Neben- und Seitenstämme, eben so vielen wo nicht mehreren Rapsaat in der Erndte bringen, als wenn alle kleine Stämme wären durch gekommen. Allein wenn der Rapsaat im Frühling anfängt zu schiessen, und nachhero zu blühen, und es fallen denn scharfe Nachtfröste ein, so geht zwar der Stamm nicht aus, aber er wird durch die Kälte an seinem Wachsthum verhindert, die Blüthe leidet Schaden, wird taub wenn es zum Ansetzen der Schalen komt, und folglich ist die Erndte nur schlecht. Diesen Zufällen des Rapsaats kann nun kein Mensch vorkommen, sondern es hängt lediglich von der göttlichen Regierung ab, ob wir einen gelinden oder harten Winter, ein gelindes oder hartes Frühjahr haben sollen. Einer besondern Gefahr aber, welcher der Rapsaat unterworfen, und nicht mit dem andern Winterkorn gemein hat, kann man vorkommen. Es ist in der Marsch, mehr als zu viel bekannt; daß die

zarten aufgehenden Pflanzen des Rapsaats, und zwar ehe sie ihre vier Blätter gewonnen, von dem schädlichen Erdfloh, an- und aufgefressen werden, und insonderheit geschiehet dieses, wenn trockene Zeiten um Jacobi einfallen.

Nun ist zwar ein jeder, der gewilligt ist Rapsaat zu säen, aufmerksam, wenn man Regen vermuthen kann, den Rapsaat zu säen, damit der Saame durch den Regen gefeuchtet, desto hurtiger aufgehe, und der Erdfloh vertrieben werde, als welcher in dem nassen Lande nicht wol bleiben kann. Dennoch aber sieht man, daß wenn nur ein mäßiger Regen auf die gesäete Saat fällt, der Erdfloh nach kurzen Tagen sich zeigt, und die aufgehende zarte Pflanzen abfrißt, vermuthlich, weil er sich nur eine Zeitlang in die Erde verkrochen, nachhero aber desto hungriger wieder hervor kriecht. Hierdurch geschiehet es, daß ganze Fennen, ja Gegenden, wenn um Jacobi wenig oder gar kein Regen fällt, und das Säen des Rapsaats, auch wegen des herannahenden Winters, nicht länger ausgesetzet werden kann, indem die Pflanzen einige Stärke und Grösse haben müssen, nicht ausfrieren sollen, ganz kahl stehen, und recht erbärmlich aussehen, welches denn den Anbauer des Landes bewegt, den Rapsaat umzupflügen und Gärste oder Waitzen zu säen, und also diese ergiebige Frucht fahren zu lassen, sich genöthiget findet.

Diesem

Diesem Schaden vorzubeugen, der sehr beträchtlich ist, wird folgendes Mittel vorgeschlagen, und welches sehr leicht von einem jeden Hausmann in der Marsch ins Werk gerichtet werden kann: man säe den Rapsaat des Abends, so viel möglich in eine frische Furche, lasse ihn die Nacht über, bey südlichen und westen Winden in dem fallenden Thau liegen, und egge ihn vor und bey Sonnen Aufgang des folgenden Morgens einmal über, alsdenn kann man versichert sein, daß kein Erdfloh dem aufgehenden Rapsaat schaden kann. Sollte es in der nämlichen Nacht regnen, daß das Land nicht wol beegget werden könnte, so lasse man das Land unbeegget liegen.

Damit man diesem Mittel desto bessern Glauben bey messen möge; so will man auch hierdurch den Grund angeben, welcher sehr sicher ist, in dem er auf die Erfahrung ruhet. Man hat erfahren, daß alle Arten von Saamen, die des Abends gesäet, bey süden und westlichen Winden die Nacht über im Thau liegen, und des Morgens darauf sehr frühe mit demselben zugedecket werden, bey ihrem ersten Aufgehen, eine Bitterkeit und herben Geschmack bey sich führen. In woferne diese Wahrheit auch aus der ersten Erkenntniß die man von der Beschaffenheit und den Bestandtheilen des Thaues

hat, kann bewiesen werden, muß man freylich den Naturforschern überlassen. Indessen ist sie aus der Erfahrung richtig. Wenn man z. E. Zuckererbsen besagtermassen pflanzt; so haben die Sperlinge, die sonst den zarten aufgehenden Erbsen vielen Schaden zufügen, ja ganz abfressen und aus der Erde gar ziehen, wo sie nicht ganz tief gelegt sind, gar keine Lust, sich ihrer zu ihrer Nahrung zu bedienen. Diese Erfahrung ist der Grund gewesen, weiter und ganz natürlicher Weise, auf den neu aufgehenden Rapsaat also zu schliessen: führen aufgehende Erbsen, die in dem Thau gelegt, eine Bitterkeit mit sich, daß sie den Sperlingen wiedrig werden, wie viel weniger wird der Erdfloh einen Appetit finden, die jungen Rapsaats-Pflanzen anzugreifen. Dieser Schluß hat auch seine völlige Richtigkeit gehabt, wie die itzige Erfahrung lehret. Denn man hat einen und andern Einwohner in Eyderstädt, der nicht so blosser dings an Vorurtheilen hängt, noch bey den alten Regeln dergestalt bleibt, daß nicht eine Abweichung und Versuch statt finden sollte, schon seit sechs Jahren dahin vermocht, den Rapsaat vorbemeldter Weise zu säen, und hat zu dessen grossen Freude erfahren, daß ob gleich der Erdfloh im Herbst 1761 und 1762 grossen Schaden gethan, und viel Rapsaat verzähret, dennoch kein Erdfloh in solchen Fennen, die im

Thau

Thau gesäet, zu finden gewesen, sondern der Rapsaat zu jedermanns Verwunderung, da die umliegende Fennen von diesem Ungeziefer abgefressen, zu dem aller herrlichsten Wachsthum und Grösse gelanget, ob gleich aller Rapsaat zu gleicher Zeit nur nicht auf einerley Weise gesäet worden.

Wann nun auf diese Art den Rapsaat zu säen augenscheinlich vortheilhaft ist, wie aus dem vorhergehenden zu ersehen, sich auch Vorgänger gefunden, die hiervon überzeugt worden, und dahero entschlossen sind, bey dieser Methode zu bleiben; so zweifelt man nicht, es werden sich auch Nachfolger finden, die da wünschen gleicher Vortheile theilhaft zu werden.

Nicht weniger kann man auch andere Sommerfrüchte im Thau liegen lassen, insonderheit aber den Habern und die Sommergärste, sowol auf der Geest als in der Marsch. Wir wissen daß der Habern, insonderheit wenn er in der Marsch, in die Gröde gesäet wird, bey einfallender Dürre der Gefahr ausgesetzt ist, von den Würmern gefressen zu werden. Was ist glaublicher, als daß der Habern der im Thau gesäet würde, dieser Gefahr entgehen könne? Denn einmal ist es gewiß, daß der zarte Habern alsdenn bitter, und folglich keine angenehme Speise für die Würmer sey. Hernach ist es eben so gewiß,

wiß, daß ein solcher Habern, wegen der besonders fruchtbaren Kraft des Thaues, hurtig hervor gehe, und also dem Ungeziefer keine Zeit gelassen werde, sich lange umzusehen. Da der Habern um May in der Marsch gesäet wird; so kann man ohne allen Schaden einen Versuch damit anstellen.

Was aber die Sommergärste anlangt, die in der Marsch vor und um Urbanus Tag gesäet wird; so ist es nothweudig, daß man dieselbe im Thau liegen lasse, weil von der Saatzeit an, bis Johannis der wenigste Regen zufallen pflegt, und es also mit der Hofnung schlecht steht, eine gute Erndte zu erhalten. Dies ist der Grund, daß die Sommergärste ihren Credit gar sehr im Eyderstädtschen verlohren, und daß man sie gar nicht anders säet, als wenn kein ander Korn in das Land fallen kann. Man pflegt das Land drey mal zu pflügen, und während der Zeit frische Dünge darauf zu fahren. Fällt nun wenig Regen in den ersten Wochen, so muß die Gärste ausbrennen, und kann nicht zum Wachsthum gelangen. Man birgt wenig Stroh und wenig Korn, die Aehren gelangen nicht zu ihrer Vollkommenheit. Das dreymalige Pflügen ist indessen allemal gut, insonderheit wenn einige Zeit zwischen dem zweyten und dritten mal verflieſſen kann. Alsdenn lasse man lieber die Dünge

weg,

weg, (es sey denn, daß man alte Dünge habe) und säe die Gärste im Thau, so ist die Erndte viel sicherer. Zum Beschluß will man hiervon ein ganz unschuldiges Exempel anführen: Ein gewisser Hausmann in der Marsch, sahe sich im Frühjahr 1762 genöthiget, seinen Rapsaat umzupflügen, und das Land mit Sommergärste zu besäen. Es traf sich, das der Bauknecht mehrere Aecker besäete, als bis auf den Abend beegget werden konnten. Weil wir damals die hohen und trockenen Wettern hatten, so machte sich der Hauswirth nichts daraus, sondern ließ den gesäeten Saamen, die Nacht über so bloß liegen. Mehr aus Emsigkeit, mit der Aussaat bald fertig zu werden, als in der Absicht, den gesäeten und bloß liegenden Saamen, den fruchtbringenden Thau des Himmels zu gönnen, als woran er, nach seinem eigenen Geständnisse niemals gedacht, ist er des Morgens darauf, sehr frühe, vor Sonnen-Aufgang mit allen seinen Leuten dabey den Saamen unter zu eggen. Bey dem Aufgehen der Frucht, hat es sich gezeiget, daß diejenigen Aecker, so im Thau gesäet worden, einen sehr grossen Vorzug vor den andern, die des Tages vorher zugeegget worden, gehabt haben und auch behalten, obgleich in der Gegend nachhero etwas Regen gefallen. Die Aehren auf diesen Aeckern sind grösser und mehr besetzt gewesen,

als

als auf den andern, und also ist es leicht zu ermessen, daß die Erndte auch von denselben ergiebiger geworden.

Ein klarer Beweiß wie nutzbar es sey, die Sommergärste im Thau zu säen. Aber es ist auch ein Beweiß, daß wir bishero noch nicht in der Marsch gewußt, uns beym Kornbau des Thaues des Himmels möglichst zu bedienen. Wäre dieses im abgewichenen Jahre geschehen, da eine grosse Dürre einfiel; so wäre nicht so manche Fenne Sommergärste, unreif auf dem Felde stehen geblieben, die hernach nur zum Futter für das Vieh hat dienen können, Denn da keine Feuchtigkeit, in der Oberfläche des gepflügten Landes war, und kein Regen fiel; so lag der gesäete Saame viele Wochen lang, ehe er endlich zum Keimen gelangen konnte. Insonderheit haben die Bewohner der harten und steifen Marsch-Gegenden doppelte Ursache diesem guten Rath zu folgen, ihren Rapsaat sowol als Sommerkorn des Abends zu säen, im Thau liegen zu lassen, und des Morgens darauf ganz frühe zu beeggen.

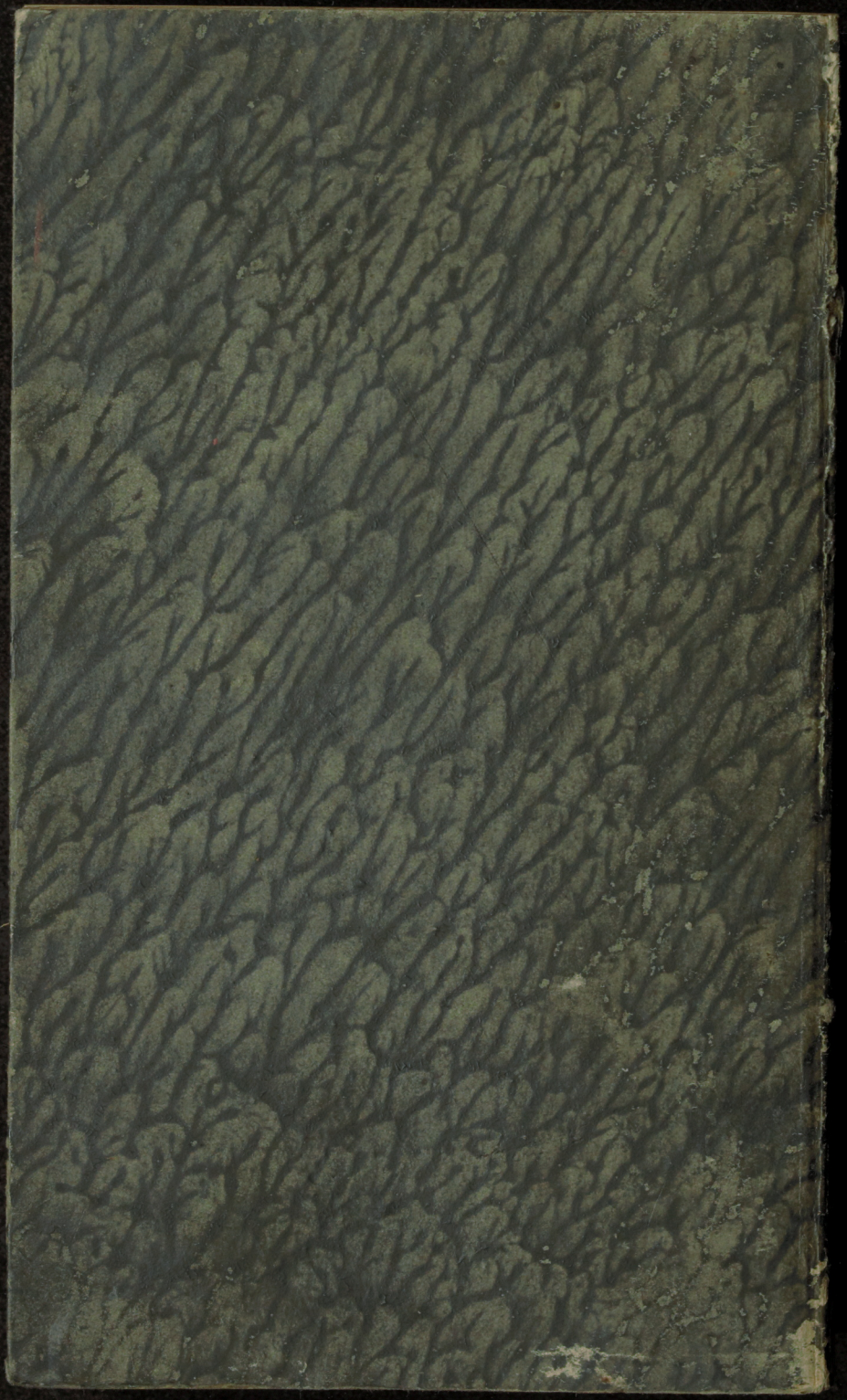
Aus wahrer Liebe für das gemeine Beste, und für das Wohl des Vaterlandes, sind diese Gedanken aufgesetzt. Man schmeichelt sich mit der Hofnung, daß der Leser sie auch aus diesem und keinem andern Gesichts-Puncte betrachten werde.

C. den 5ten December, 1768.

Druckfehler
in
diesem zweyten Quartale.

Seite 217.	Zeile 15	für:	übrige	lies:	übrig.
S. 220.	Z. 21	—	daß	—	das
S. 222.	Z. 4	—	Palatas	—	Patatas.
S. 225.	Z. 23	—	dieser	—	der.
———		—	die Arbeit	—	dieser Art.
—	Z. 31	—	gebraucht	—	gebrauchen.
S. 237.	Z. 12	—	nöthigte	—	nöthigten.
S. 254.	Z. 27	—	Meile	—	Weile.
S. 256.	Z. 12	—	Art	—	Arten.
S. 258.	lin. penult.	—	Suilieres	—	Suitieres.
S. 259.	Z. 18	—	am	—	aus.
S. 269.	Z. 13	—	Beets	—	Beete.
S. 276.	Z. 11	fallen die Worte: Denen Kühen, weg.			
S. 298.	Z. 4	für:	anpriesen	lies:	anpreisen.
—	Z. 7	—	wissen	—	missen.
S. 310.	lin. pennlt.	—	Verstand	—	Anstand.
S. 311.	Z. 12	—	Kert	—	Kerb.
S. 313.	Z. 7	—	Rhode	—	Rahde.
S. 314.	Z. 2	—	dreyßig	—	zehn.
S. 321.	Z. 7	—	sind	—	sind.
—	Z. 11	—	det	—	der.
S. 348.	Z. 6	—	tir	—	sie.
—	Z. 13	—	Flücken	—	Fläken.
S. 364.	Z. 9	—	da	—	das.
S. 366.	Z. 7	—	ja	—	je.
S. 369.	Z. 9	—	Spies	—	Spiek.
S. 376.	Z. 12	—	es	—	es ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882366/phys_0211
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1039882366/phys_0216
DFG

ach der ersten Erndte lasse man das
ruhen, und nur im nächsten Früh-
Alsdenn bemerke man, ob es sich
en wolle, oder ob es zum Saatlande
n letzteren Falle bestimme man es zu-
und pflege es, wie altes Moor-Land.
dieses auch ihren grossen Nutzen hat)
hoffen haben, so lasse man sich den
empfohlen seyn, welche in den Han-
Samlungen, Magazin und andern
epriesen wird.
m Lande, das unter der Torferde her-
und so bereitet ist, wie vorhin ange-
rothe, oder gar weisse Erde; so lasse
il aufhacken, daß alles sehr uneben
einiger Zeit von der Luft und Sonne
en, so zünde man an einem trocknen
ken Sonnenschein, dadurch sonst das
en dürfte, die ganze Fläche mit Feuer
und säe in der Folge, wenn es recht
-Korn hinein, auf die Weise, wie
Ehe man aber zu diesem Abbrennen
n sich dessen, was zur Vorsicht dabey
Verdenschen Policey-Ordnung auf
4. 379. 1129-1131. und im An-
48. Hochoberkeitlich verordnet ist.
vor einigen Jahren gesehen zu haben,
rsmann ein also zum Abbrennen zu-
s Land, im Herbstmonat etwa eines
de und Sträuchern von einem abge-
aun belegte; alles mit einander ab-
Winter-Roggen dahin säete, und
hatte. Nicht